

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Band: 10 (2003)
Heft: 1

Rubrik: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LITERATUR ZUM THEMA COMPTES RENDUS THEMATIQUES

ROY PORTER
MADNESS
A BRIEF HISTORY

OXFORD UNIVERSITY PRESS, OXFORD 2002,
256 S., £ 7,-

Diese kurze Geschichte des Wahnsinns ist das letzte Buch von Roy Porter, das noch vor seinem Tod erschien. Es ist in verschiedener Hinsicht eine Bilanz der vorangegangenen Arbeiten Porters, sowohl seiner psychiatriehistorischen Forschungen als auch seiner Untersuchungen zur Geschichte der Aufklärung. Das Buch ist nicht nur eine Einführung in die Geschichte der Psychiatrie, sondern bietet in der Einleitung auch einen knappen Überblick über die wichtigsten Ansätze der neueren Psychiatriegeschichte. Es verzichtet zwar auf Anmerkungen, bietet aber im Anhang eine ausgezeichnete kommentierte Kurzbibliografie. Porter verfügt ausserdem über einen witzigen und packenden Schreibstil, der das Buch zu einer unterhaltsamen Lektüre macht.

Porter spannt einen weiten Bogen, der von den humoralpathologischen Erklärungen für Geisteskrankheiten in der griechisch-römischen Antike über die christlichen Wahnsinnsinterpretationen des Mittelalters bis zur Rationalisierung und Medikalisierung der Geisteskranken seit dem 17. Jahrhundert reicht. Porter legt den Schwerpunkt klar auf die Entwicklungen seit der Frühneuzeit. Drei Viertel des Buchs widmen sich der psychiatriehistorischen Moderne, darin vor allem dem Aufbau der Irrenhäuser im 18. Jahrhundert, der Entstehung der Psychiatrie als Disziplin und Profession sowie der Institutionalisierung von for-

schungsorientierten psychiatrischen Kliniken im 19. Jahrhundert und dem psychoanalytischen Paradigmenwechsel, der neuropharmakologischen Revolution und nicht zuletzt der antipsychiatrischen Bewegung im 20. Jahrhundert.

Die Stärken des Buchs liegen in jenen zwei Untersuchungsfeldern, auf denen sich Porter in seinen eigenen Arbeiten besonders profiliert hat: der Forderung nach einer Patientinnen- und Patientengeschichte der Psychiatrie sowie der Kritik an Foucaults psychiatriegeschichtlichen Thesen. Die Psychiatriegeschichte war bis in die 1980er-Jahre stark auf die ärztliche Wahrnehmungs- und Deutungsperspektive konzentriert, nicht zuletzt, weil patientennahe Quellen nicht ohne weiteres zugänglich waren. Das Problem hängt auch mit der zunehmenden Objektivierung der Geisteskrankheiten in der modernen Psychiatrie zusammen, die letztlich verhinderte, dass sich die Stimme der Patientinnen und Patienten noch selbstständig artikulieren konnte. Porter war einer der Ersten, die selber alltags- und erfahrungsnahe Quellenbestände genutzt hat und damit eine Psychiatriegeschichte aus Patientinnen- und Patientensicht möglich machte. In *Madness. A Brief History* zieht Porter nun eine doppelte Zwischenbilanz. Das Kapitel «Fools and folly» diskutiert an autobiografischen Quellen den Stellenwert des Wahnsinns in der Literaturgeschichte, als Idealisierung von ausserweltlichen Erfahrungen oder als Geniekult, zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert. In einem weiteren Kapitel («The mad») untersucht Porter anhand von Selbstdokumenten von Patientinnen und Patienten deren Psychia-



triewahrnehmung, am spektakulärsten im beispielhaften Fall des Amerikaners Clifford Beers, der nach 1900 vom Anstaltsinsassen zunächst zum erbitterten Psychiatrie-Kritiker und schliesslich zum Mitbegründer der psychohygienischen Bewegung konvertierte.

Die zweite Stärke des Buchs liegt in der kritischen Auseinandersetzung mit den historiografisch einflussreichen Beiträgen Michel Foucaults, vor allem seinem «Wahnsinn und Gesellschaft». Porter fasst hier jene Kritik Foucaults pointiert zusammen, für die seine eigenen Arbeiten, wie auch jene seiner Mitstreiter Mark Micale, Andrew Scull oder Edward Shorter stehen. Foucault hat bekanntlich 1961 die These aufgestellt, Frankreich hätte im 17. und 18. Jahrhundert eine europaweite Bewegung der «Grossen Einschliessung» initiiert, in deren Folge nicht nur Geistesranke, sondern eine breite Schicht von Armen, Bettlern und Vagabundierenden in Irrenhäusern, Arbeitsanstalten und Zuchthäusern eingeschlossen und verwahrt worden seien, sozusagen als Kehrseite des Aufklärungszeitalters. Die Psychiatriegeschichte der 1980er- und 90er-Jahre hat diese These unterdessen als fehlgeleitete Generalisierung kritisiert. Einerseits fällt die grosse Zahl von Anstaltsgründungen nur in Frankreich ins 17. und 18. Jahrhundert, im restlichen Europa dagegen findet sie erst im 19. Jahrhundert statt. Zudem ist der Zwangscharakter der Psychiatrie, der hinter Foucaults Einschliessungsthese steht, nur bei einem Teil der psychiatrischen Institutionen, vor allem den Anstalten öffentlicher Behörden, gegeben. Im Gegensatz zu den öffentlichen Anstalten stehen jedoch die zahlreichen Privatanstalten, deren Geschichte ebenfalls ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Diese privaten Institutionen funktionierten nach Marktprinzipien und konnten Patientinnen und Patienten nur auf deren eigenen Willen und gegen Be-

zahlung aufnehmen. Diese Anstalten waren deshalb keine Zwangsinstitutionen, sondern im Gegenteil ausgesprochen kundenorientiert. Den Behandelten wurde oft erlaubt, ihre standesgemässe Lebensform, teilweise mit Hausangestellten und Dienstpersonal, innerhalb der Anstalt weiterzuführen. Foucault-Kritiker wie Porter oder Scull erklären den Aufstieg der Psychiatrie seit dem 17. Jahrhundert nicht ausschliesslich als Geschichte einer gesellschaftlichen Disziplinierung, sondern auch als Konstitution eines neuen Marktes reicher Patientenschichten und privater Psychiatrieanstalten. Dieser Markt geht im Kern ins 17. Jahrhundert zurück, wobei der entscheidende Institutionalisierungsschritt ins 19. Jahrhundert fällt, angetrieben durch die Professionalisierung der Medizin und das Wachstum der staatlichen Bürokratien. Unterdessen waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Zwangspraktiken der traditionellen Psychiatrieanstalten unter zunehmenden psychiatrieinternen Druck geraten. Zwangstherapien wie Ketten und Zwangsjacken wichen gegen 1900 vor allem in Frankreich und Grossbritannien moderneren Behandlungsformen, die möglichst ohne Zwangsausübung auszukommen trachteten, vielfach als Reaktion auf die einflussreiche *Non-Restraint*-Bewegung.

Die Grenzen des Buchs ergeben sich aus dem Anspruch einer Überblicksdarstellung. Auf den rund 220 Seiten lässt sich die Psychiatriegeschichte nur sehr summarisch abhandeln. Porter beschränkt sich nicht nur auf die Länder der westlichen Welt, sondern hat für die Frühe Neuzeit einen klaren britischen Bias, während im 19. und 20. Jahrhundert Frankreich und Deutschland im Vordergrund stehen. Diese Beschränkungen schmälern aber den Wert des Buchs kaum. Es bietet alles in allem die lang erwartete Alternative zur 1997 erschie-

nenen Psychatriegeschichte von Edward Shorter, dessen Arbeit leider eine allzu apologetische Position gegenüber der modernen Psychiatrie einnimmt.

Martin Lengwiler (Zürich)

**ANNICK OHAYON
L'IMPOSSIBLE RENCONTRE
PSYCHOLOGIE ET PSYCHANALYSE
EN FRANCE 1919–1969**

PARIS, LA DÉCOUVERTE, 1999, 438 P., FS 59.30

«En quoi l'histoire des diverses tentatives des psychologues et des psychanalystes en vue d'affirmer leur différence, entre la fin de la Première Guerre mondiale et l'immédiat après mai 1986, devrait-elle m'intéresser?» Telle pourrait être la question d'un historien de la psychiatrie qui, après avoir pris connaissance du titre et de la quatrième de couverture de l'étude de Annick Ohayon, reposerait le livre en jugeant qu'il se situe trop à la périphérie son propre champ de recherche. Quoique compréhensible – puisque le rôle des psychiatres tarde à être mentionné dans l'ouvrage, y compris dans l'introduction –, un tel manque de curiosité n'en serait pas moins regrettable.

En premier lieu parce que, de fait, les psychiatres furent des acteurs importants de cette histoire et qu'ils apparaissent à moult reprises dans cette étude fouillée et foisonnante. Aussi, l'historien de la psychiatrie y trouvera-t-il de nombreux renseignements, y compris sur une série de Suisses, qu'ils soient psychologues (Claparède, Baudoin, Piaget) ou psychiatres (certains Romands jouèrent notamment un rôle important au sein de la *société psychanalytique de Paris*). Notons à ce propos que l'existence d'un index nominatif facilite un tel usage de cet ouvrage. En outre, le profil de certains psychiatres français, ainsi que le travail qu'ils ac-

complirent dans divers domaines en collaboration avec des psychologues, font parfois l'objet de développements particuliers. C'est par exemple le cas du Dr Georges Heuyer et de son rôle dans la protection de l'enfance et dans la pédo-psychiatrie. Ou encore celui du Dr Edouard Toulouse qui, sous la bannière de «l'hygiène mentale», créa un laboratoire de psychologie mais aussi le premier service psychiatrique non soumis à la loi sur l'internement des aliénés de 1838, tout en s'intéressant à la sexologie comme à l'application de certaines thèses eugénistes.

Dans la perspective d'une histoire de la psychiatrie, cet ouvrage mérite également notre attention parce que, au-delà de sa richesse documentaire, il soulève la question centrale des frontières mouvantes entre des courants et des disciplines qui, en raison de leur champ d'activité largement commun, n'ont cessé de s'influencer mutuellement au cours du 20^e siècle, non sans s'efforcer de se distinguer les unes des autres. Si le cœur du propos de Annick Ohayon porte sur les rapports entre psychologie et psychanalyse, son travail intègre dans les faits la psychiatrie et nous engage à poursuivre la réflexion dans cette voie.

Cet ouvrage se divise en trois parties qui, tout en reprenant une périodisation classique – l'entre-deux-guerres, la Deuxième Guerre mondiale, et l'après-guerre –, cherchent chacune à mettre en évidence la dynamique particulière caractérisant les rapports entre psychanalyse et psychologie. Ohayon prend pour acquis la reconnaissance dont jouit la psychologie scientifique à la fin des années 1910; aussi se contente-t-elle de rappeler que, s'étant émancipée de la tutelle de la philosophie et s'étant échappée des amphithéâtres, cette discipline était alors déjà parvenue à s'installer dans des laboratoires créés à son intention, au sein desquels elle s'employait à s'imposer comme



une discipline scientifique en recourant aux méthodes de l'observation, de l'expérimentation et de la mesure, propres aux sciences naturelles. Dès la fin du 19^e siècle, Théodule Ribot développa des liens entre psychologie et psychiatrie en accordant une grande importance à la psychopathologie. Quant à Pierre Janet – son successeur à la chaire de psychologie expérimentale du Collège de France –, il encouragea non seulement les étudiants en psychologie à suivre son exemple en entreprenant également des études de médecine, mais ses travaux lui valurent d'être considéré comme l'équivalent de Freud en France, le succès international et de longue durée en moins.

Pour Ohayon, la période qui s'étend de 1919 à 1937 se caractérise donc par le fait que face à une psychanalyse qui peinait à obtenir crédit auprès des psychiatres, les psychologues jouissaient pour leur part d'une reconnaissance certaine – dont ils ne firent guère usage pour cautionner la psychanalyse. Si l'on peut regretter que Ohayon ne questionne pas davantage le mauvais accueil de la psychanalyse par la psychiatrie française, cette première partie ne demeure pas moins très riche, notamment en raison du regard croisé qu'elle propose (la psychologie vue par la psychanalyse et inversement). Examinées à la lumière de la crise des années 1930, de l'influence du marxisme et du catholicisme social, les applications sociales de la psychologie et de la psychanalyse (début de l'orientation professionnelle et de la psychotechnique, création de services de neuropsychiatrie infantile et d'une association de parents désirant apporter une éducation éclairée à leurs enfants, vulgarisation sexologique, etc.) constituent également un volet fort intéressant.

La thèse de la seconde partie, qui porte sur la période de la Seconde Guerre mondiale, peut se résumer ainsi: appelés à

choisir entre la poursuite d'une vie ordinaire en dépit de l'Occupation et le risque de glisser vers une forme de collaboration, les psychologues et les psychanalystes, ne réagirent pas de manière identique. Majoritairement situés à gauche de l'échiquier politique, les psychologues français seront confrontés au fait que le gouvernement de Vichy investira certains de leurs secteurs d'activité, comme l'orientation professionnelle. Leur discipline se trouva par conséquent marquée du sceau de la collaboration, quand bien même plusieurs d'entre eux avaient développé leurs travaux au nom de valeurs différentes. A l'opposé, la psychanalyse bénéficia du statut de science martyre pour avoir été mise à l'index comme «science juive» par le régime nazi, bien que la plupart de ses représentants en France aient été apolitiques, à l'exception d'une personnalité d'extrême-droite qui n'hésita pas à collaborer avec l'occupant allemand. Enfin, les psychologues poursuivirent leurs travaux et se montrèrent très productifs tandis que l'activité des psychanalystes se fit tenue.

La création de la psychologie clinique, grâce aux efforts de Daniel Lagache, durant la décennie qui suit la fin de la guerre constitue une donnée centrale pour comprendre la dynamique de la période allant de 1947 à 1969, et dont traite la troisième partie de cet ouvrage. Présentée comme un «mariage de raison» entre psychologie et psychanalyse, la psychologie clinique est étroitement liée à la création en 1947 d'une licence nationale, qui fit de la psychologie une formation et une profession à part entière. La psychologie clinique ouvrit également la porte de l'Université à la psychanalyse, qui étendit alors ses applications aux groupes et aux institutions. Cette évolution ne fut toutefois pas toujours vue d'un bon œil par les psychiatres de la nouvelle génération qui s'intéressaient eux aussi à

la psychanalyse. Aussi, l'activité psychothérapeutique des psychologues formés à la psychanalyse, en particulier dans le domaine de l'enfance, mais également le rôle des psychologues cliniciens dans les institutions psychiatriques furent-ils l'objet de controverses dans les années 1950. Sensible à l'effervescence pré et post mai 1968, Ohayon évoque également les transformations que connaissent les sciences humaines durant dans l'après-guerre et l'audience qu'y rencontre le structuralisme. Dans ce contexte, elle rappelle notamment que l'un des premiers à obtenir une licence de psychologie ne fut autre que Michel Foucault. Et lorsqu'il soutint en 1961 sa thèse de philosophie sur «L'histoire de la folie à l'âge classique», cet élève de Lagache avait dans son jury son ancien professeur de psychologie. Ce petit clin d'œil aux historiens de la psychiatrie ne doit cependant pas masquer le fait que, pour l'auteure, le véritable antagonisme de cette période se joue entre Lagache, le psychologue, et Lacan, le psychiatre, tous deux psychanalystes. Alliés durant un temps dans la saga des scissions du mouvement psychanalytique français, ils finirent par s'opposer fortement. Cherchant à faire de la psychologie une discipline unifiée en dépit des prémisses antagonistes existant entre psychologie expérimentale et psychologie clinique, Lagache est présenté comme le perdant de cette bataille. D'une part, parce qu'il ne parvint pas à relever ce défi et d'autre part, parce que Lacan ayant su fasciner un grand nombre des étudiants contestataires de mai 68, c'est surtout la psychanalyse qui, dès lors, exerça un ascendant durable au sein des sciences humaines. La place qu'occupe la théorie lacanienne dans le post-modernisme, à l'origine de certaines controverses historiques de cette dernière décennie, constitue un des avatars de cette histoire.

Basée sur le dépouillement de revues et de travaux scientifiques et d'ouvrages de vulgarisation, l'étude d'Ohayon repose également sur la reconstitution de certaines trajectoires et une série d'entretiens avec des acteurs (surtout en ce qui concerne la troisième partie). De manière fluide, l'examen des débats théoriques cède la place à des questions institutionnelles et professionnelles, sans jamais se détacher du contexte socio-politique. Il en résulte une somme très riche et stimulante qui pourrait être située du côté d'une histoire des idées renouvelée, compte tenu de la place centrale qui occupent les individus, leurs trajectoires et leurs pensées. En effet, les notions de discipline académique, de professionnalisation ou d'institutionnalisation – chères à l'histoire sociale – sont prises comme allant de soi: elles constituent des points d'appui et non la charpente de l'argumentation de cet ouvrage. Hormis ses qualités intrinsèques, il importe de souligner que la recherche d'Annick Ohayon figure également parmi les rares travaux qui, en France, explorent l'histoire des disciplines et des professions du psychisme.

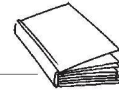
Catherine Fussinger (Lausanne)

QUESTIONS A LA «REVOLUTION PSYCHIATRIQUE»

ACTES DE COLLOQUE

LYON, EDITIONS LA FERME DU VINATIER, 2001, 96 P., 6,20

Ce livre (à commander directement à la Ferme: ++33 [0] 4 37 91 51 11) est le produit d'une rencontre qui s'est tenue le 8 décembre 1999 à l'Institut des sciences de l'homme à Lyon et qui était co-organisée par la FERME (Fondation pour l'étude et la recherche sur les mémoires et l'expression) du Vinatier, le groupe de recherche en histoire contemporaine



«Enfermement, marges et société», le ministère de la recherche et l'université Jean Moulin Lyon III.

La question centrale, traitée par plusieurs intervenants dans des articles séparés, est d'abord celle de définir ce qu'a pu être la «révolution psychiatrique» du milieu du 20^e siècle. Apparue au détour d'études récentes conduites aussi bien en Grande-Bretagne (Roy Porter) qu'en Suisse (Jacques Gasser, Geneviève Heller) ou en France (Olivier Faure), la problématique née de la période des Trente glorieuses, 1945–1975, n'a jamais été étudiée en tant que telle et ce colloque était une première façon d'aborder les nombreuses interrogations qu'elle génère. Quels sont les critères qui définissent dans ce domaine particulier de l'assistance aux malades mentaux, une révolution? Le terme n'est-il pas trop fort? Pourquoi retenir cette datation et comment s'inscrit-elle dans un mouvement dont on ne peut pas dire qu'il ait été linéaire ou d'ampleur égale dans toutes les institutions de soins? Qu'est-ce qui constitue son origine? Quels sont les éléments qui la composent, si tant est qu'elle n'est pas réductible à un seul paramètre? Si l'on parle de révolution psychiatrique pour cette période, peut-on le faire à l'occasion de changements plus récents? Enfin, la psychiatrie n'est-elle pas engagée dans une course sans fin, faite de restructuration permanente de ses offres en soins?

Très souvent, cette troisième révolution de la psychiatrie a été attribuée à l'introduction des médicaments neuroleptiques; or, et les articles de cet ouvrage le montrent, les modifications de l'exercice de la psychiatrie, dans ces années-là, sont tributaires de facteurs multiples.

Le premier est évidemment d'ordre historique: il s'agit du sort réservé aux malades mentaux pendant la guerre. La politique d'extermination menée à leur

encontre en Allemagne est connue de longue date. Plus récemment, le fait qu'un tiers des malades mentaux internés dans les asiles français durant l'Occupation sont morts de faim continue de susciter un débat. Cet état de fait, dénoncé par le Dr Balvet (psychiatre en Lozère) dès 1942, va orienter, au lendemain du conflit, une minorité progressiste de psychiatres vers une amélioration des conditions de vie dans les asiles, devenus hôpitaux. Placés sous la bannière de la «psychothérapie institutionnelle», ces efforts vont se traduire à l'intérieur des murs par une modification des rapports entre les intéressés (journaux écrits en commun, réflexion sur les architectures, droits des patients, ergothérapie, etc.) et à l'extérieur par la multiplication des alternatives ambulatoires (consultation, centre de jour, etc.).

Les effets de ces réformes peuvent se lire dans les chiffres donnés dans les monographies documentées d'hôpitaux départementaux qui servent d'illustration à ces questions (le Vinatier à Lyon, Sainte Marie à Clermont-Ferrand, Saint Egrève en Isère). Prônées dès le début des années 1950, les transformations se manifestent parfois avec un certain décalage: les taux de sortie passent, entre 1958 et 1964, de 10 à 25 pour cent à l'hôpital Sainte Marie; et à Saint Egrève, les placements volontaires qui représentaient 6 pour cent en 1950 forment le 68 pour cent des admissions six ans plus tard.

Les effets de la «psychothérapie institutionnelle» sont potentialisés par un deuxième facteur, la révolution neuroleptique, qui vient renforcer les premières mesures modifiant les conditions concrètes des pratiques soignantes. L'année 1952 verra conjointement l'apparition hasardeuse du Largactil, la circulaire 148 du Ministère de la santé visant à ratifier les améliorations des conditions de vie dans les hôpitaux psychiatriques et la

théorisation du concept de «psychothérapie institutionnelle» par G. Daumézon. C'est la preuve de l'imbrication complexe de facteurs multiples dont l'examen mériterait d'être approfondi, notamment pour mettre en valeur la diversité des rythmes et des priorités au sein d'une même institution ou d'institutions différentes.

Ces paramètres vont, dans les années 1960, permettre de définir une nouvelle organisation des soins, plus connue sous l'appellation de «politique de secteur» – qui rappelle celle des «régions standards» allemandes, elles-mêmes inspirées des «comarques» catalanes – dont la caractéristique dominante est d'assurer le développement de l'extra-hospitalier en lien avec l'hôpital, à partir d'une circonscription géographique et démographique fixée.

Cet enchaînement successif de modifications qui dessine effectivement le portrait d'une psychiatrie profondément remaniée, rend donc difficile le choix du terme le plus adéquat pour caractériser ce moment de l'histoire de la psychiatrie: Révolution? Rénovation? New Deal?

D'autant que le terme «révolution», va prendre un sens particulier dans la France de mai 1968. Comment faut-il interpréter les changements qu'on observe dès lors au sein du champ psychiatrique? Aboutissement de la période précédente? C'est du moins ce qu'on pourrait extrapoler de la reconnaissance d'un CES de psychiatrie séparé de la neuropsychiatrie à ce moment-là. Assiste-t-on à une nouvelle «révolution», qui sacre l'émergence de l'entretien individuel, conforté par la poussée conjointe de la psychanalyse et de la psychiatrie privée, ainsi qu'à un abandon de la croyance en une institution soignante qui avait été le credo des thérapies institutionnelles et dont la fermeture des hôpitaux de Trieste constitue l'un des exemples les plus radicaux? Quant au déplacement des traitements psy-

chiatriques vers la cité – aspect traité dans l'ouvrage à travers l'exemple de Villeurbanne (Lyon) –, il amorce un processus de réformes incessantes des institutions, qu'elles soient ambulatoires (foyer, appartement protégé, dispensaire, etc.) ou hospitalières (diminution brutale du nombre de lits, foyer de transition). Notons que la crise économique, conséquence du premier choc pétrolier (1973) et les restrictions budgétaires drastiques qu'elle impose aux économies de la santé n'est pas indifférente à ces dernières orientations beaucoup moins coûteuses.

Suite à ces nombreuses transformations, initiées durant cette période des Trente Glorieuses, la constitution d'une palette institutionnelle variée modifie l'image de la psychiatrie qui ne peut plus être désormais réduite à sa seule pratique hospitalière.

Pour conclure, il faut souligner que l'ouverture de ce chantier, dont ce recueil passionnant constitue une première étape, permet d'articuler plusieurs problématiques. Parmi celles-ci, mentionnons la place des différents corps de métier dans cette histoire (infirmiers, assistants sociaux, médecins, etc.) qui justifie de méthodes d'approche différenciée, tant les expériences sont parfois clivées. Ou encore, celle des rapports compliqués de la psychiatrie avec la psychanalyse qu'un minutieux examen historique permettrait de mieux situer dans l'héritage de la constitution du nouveau visage des pratiques en santé mentale. Et enfin, celle de la formation des psychiatres, organisée à partir d'une représentation des maladies mentales définie dans l'horizon des maladies somatiques, ou à leur opposé.

Les auteurs ont esquissé le chemin, leurs travaux appellent de nouvelles études qui permettront d'aboutir à des compréhensions plus fines encore des univers psychiatriques de la seconde moitié du 20^e siècle. L'intérêt récent des



historiens pour ce champ qui, jusque là, avait été mis sous cloche par les psychiatres eux-mêmes, laisse augurer d'éclairages plus féconds et moins réducteurs qu'ils ne l'ont été par le passé.

Jérôme Pedroletti (Lausanne).

**ARMAND BRULHART
DU MAL DE SAINT-ANTOINE
A BELLE-IDEE
2 SIECLES DE PSYCHIATRIE A
GENEVE 1800–2000
TOME I: 1800–1950**

GENEVE, GEORG, 2002, 289 P., FS 62.–

Réaliser l'histoire d'une institution psychiatrique peut de nos jours paraître une gageure. Le temps est déjà loin où l'histoire de la psychiatrie, affaire des psychiatres eux-mêmes, consistait essentiellement à décrire les travaux et les jours des grands prédécesseurs et à publier des monographies relatant l'historique d'institutions.

Depuis une trentaine d'années, une histoire sociale de la psychiatrie s'est développée, plus critique et sous la plume d'auteurs provenant d'horizons divers, de l'histoire, de la sociologie ou de l'anthropologie. Ce courant nouveau a surtout analysé le rôle du psychiatre dans la société, mais il a également ouvert la porte à d'autres approches: l'étude des conditions de vie des patients, l'analyse des rapports entre architecture et psychiatrie ou l'histoire professionnelle des infirmières et infirmiers en psychiatrie.

Le premier tome *Du mal de Saint-Antoine à Belle-Idée*, se nourrissant de ces différentes approches, propose une histoire courant de 1800 à 1950 de la «psychiatrie à Genève», de la psychiatrie institutionnelle pour être plus exact, qui prend en compte tous ses acteurs. Le premier chapitre, «Esquisse de la

différence», peut être ainsi lu comme l'annonce d'une histoire d'une forme d'altérité ou comme celle d'une tentative d'une autre vision de l'histoire de la psychiatrie. De fait, l'auteur retrace dans ces pages quelques grandes lignes de l'histoire de la psychiatrie et présente l'historiographie genevoise sur le sujet, concluant de manière pertinente qu'il y manquait un ouvrage à vocation exhaustive et empreinte d'esprit critique. On peut se demander néanmoins si un tel programme est compatible avec la volonté affichée de «donner au récit une forme accessible au plus grand nombre de lecteurs possible».

Le deuxième chapitre, «Du politique et de l'économique, du social et du juridique, du religieux», est consacré à ces deux créations du 19^e siècle, sous-tendant l'histoire de la médecine mentale, que constituent la construction d'asiles et l'élaboration de lois destinées aux aliénés, sur fond d'affrontements politiques, d'inégalités sociales ou de dépassements de budgets.

L'auteur livre ensuite un historique de l'architecture des asiles genevois et de leurs sites, soit des établissements de La Discipline, du Château de Corsier, des Vernets et de Bel-Air. Au travers des emménagements et des projets successifs transparaissent les préoccupations thérapeutiques, sociales, économiques et politiques des divers acteurs intervenant dans l'élaboration des projets. Entre autres considérations importantes, la volonté de séparer les aliénés de la société en bâtissant hors des villes, la volonté de séparer les hommes et les femmes, ou la volonté d'isoler les diverses catégories de patients ont été lourdes de conséquences pour l'évolution ultérieure de l'image de la psychiatrie dans le public.

Traitant des conditions de vie des patients internés en asile psychiatrique, le quatrième chapitre reproduit dans un pre-

mier temps de larges extraits de «journaux des observations» tenus dans les différents asiles et qui évoquent, crûment pour le 19^e siècle, l'état physique et mental pathétique des aliénés, les mesures thérapeutiques répressives par les bains ou la contention, et les tentatives d'évasion. Dans un deuxième temps, sont retracées les activités quotidiennes, «manger, travailler, se récréer, dormir» qui, dans le contexte de l'asile, prennent une coloration médicale particulière.

Les «théories et pratiques psychiatriques» des «médecin aliénistes institutionnels» genevois sont ensuite passées en revue, du traitement moral appliqué par le docteur Coindet dans les années 1840 aux «expériences thérapeutiques» – à l'exclusion remarquable de la lobotomie qui n'a pas été pratiquée – et aux traitements biologiques tentés par le professeur Morel dans les années 1940. Ce survol d'un siècle et demi de psychiatrie ne manque du reste pas de désappointer si l'on songe que l'amélioration de la condition des patients psychiatriques durant cette période est plus à mettre sur le compte de considérations humanistes et sociales que sur celui de découvertes médicales.

Le dernier chapitre est consacré au «monde infirmier» qui constitue traditionnellement le grand absent des histoires de la psychiatrie. Le rôle des infirmiers et infirmières en psychiatrie s'est en fait longtemps apparenté à celui de gardien de prison, et ce n'est qu'au tournant du siècle qu'un début de médicalisation de la psychiatrie leur permet de revêtir peu à peu de véritables habits de soignants.

A tout le moins, cet ouvrage dresse un panorama étendu de la psychiatrie institutionnelle genevoise, soutenu par une iconographie et une présentation de qualité. Il ne devrait pas manquer d'éveiller l'intérêt du public tout en constituant une somme d'informations utile aux

chercheurs de par la variété de ses documents.

On regrettera néanmoins que l'auteur, peut-être par souci d'accessibilité à un large public, soit demeuré essentiellement attaché à un niveau descriptif et n'ait pas davantage privilégié l'analyse dans le traitement de ses sources. Il est dommage également qu'il n'ait pas été donné plus de place à une mise en contexte de cette psychiatrie institutionnelle – en particulier au point de vue socioprofessionnel, autrement dit, la recherche de reconnaissance et d'autonomie des psychiatres, il aurait été souhaitable d'examiner les éventuelles incursions des directeurs et médecins dans les domaines de la lutte antialcoolique, de l'eugénisme, de la psychiatrie légale ou de la psychanalyse. Dans le même ordre d'idée, il manque à cet ouvrage une étude des rapports entre psychiatrie institutionnelle et psychiatrie privée; le développement précoce et rapide de cette dernière ayant permis à ses représentants de jouer un rôle important dans l'évolution de la psychiatrie genevoise.

Gilles Jeanmonod (Lausanne)

CHRISTOPH SCHLATTER
«MERKWÜRDIGERWEISE BEKAM
ICH NEIGUNGEN ZU BURSCHEN»
SELBSTBILDER UND FREMDBILDER
HOMOSEXUELLER MÄNNER
IN SCHAFFHAUSEN 1867 BIS 1970

CHRONOS, ZÜRICH 2002, 540 S., FR. 54.–

«Ich bin leider homosexuell veranlagt.»
 Die Aussage eines der «widernatürlichen Unzucht» angeschuldigten Mannes gegenüber den Schaffhauser Polizeibehörden aus dem Jahre 1925 illustriert treffend das Auftauchen des modernen Homosexuellen, wie es Michel Foucault in seinem viel zitierten Diktum, «Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine



Spezies», postuliert hat. Die Aussage des Schaffhauser Angeschuldigten verdeutlicht allerdings zugleich, dass der Homosexuelle des 20. Jahrhunderts nicht allein das Produkt humanwissenschaftlicher Diskurse, sondern ebenso das Ergebnis neuartiger Identitätskonstruktionen war, die gleichgeschlechtliche Sexualpraktiken als Ausdruck einer subjektiv empfundenen Andersartigkeit auffassten. In seiner Dissertation unternimmt Christoph Schlatter den Versuch, Fremd- und Selbstbilder von Männern nachzuzeichnen, welche gleichgeschlechtliche Sexualkontakte pflegten und wegen ihrer sexuellen Präferenzen in die Fänge der Schaffhauser Justiz gerieten. Anhand von Schaffhauser Gerichtsakten aus den Jahren 1867–1970 untersucht er, welche Etiketten gleichgeschlechtlich verkehrenden Männern angeheftet wurden und welche Selbstbilder die betroffenen Subjekte adaptierten. Es geht Schlatter um jene «Kategorien, Stigmata, Selbst- und Fremdbilder, Subkulturen, und politischen Bewegungen», mit denen gleichgeschlechtliche Männersexualität im Untersuchungszeitraum verknüpft war. Schlatters Untersuchung streift nicht nur sozialhistorische, sondern auch rechts- und psychiatriegeschichtliche Aspekte, die für eine Rekonstruktion des gesellschaftlichen Umgangs mit (sexuellen) Minderheiten relevant sind.

In einer ausführlichen Einleitung präsentiert Schlatter das untersuchte Quellenmaterial und skizziert das historiografische Spannungsfeld, in dem sich eine *gay history* zwischen einem diskurstheoretischen Relativismus Foucault'scher Prägung und einem emanzipationspolitisch motivierten Essenzialismus bewegen muss. Nach einem Überblick über die soziale und politische Entwicklung Schaffhausens charakterisiert er den gemeinhin als «Medikalisierung» bezeichneten Prozess, in dessen Verlauf eine «christlich

tradierte Verurteilung des Analverkehrs» einer medizinisch-psychiatrischen Konstruktion von «Perversionen» oder dem Postulieren von «natürlichen Zwischenstufen» zwischen den Geschlechtern Platz machte.

Unter den Stichworten «Fremdbilder, Kontrolle, Sanktion» untersucht Schlatter die Schaffhauser Gerichtspraxis im Umgang mit «widernatürlicher Unzucht». Dabei zeigt sich, dass in erster Linie verhältnismässig junge Männer aus der Unterschicht ins Visier der Justiz gerieten. Ebenfalls deutlich wird der Einschnitt, den das Inkrafttreten des Schweizerischen Strafgesetzbuchs am 1. Januar 1942 bedeutete. Im Gegensatz zum kantonalen Strafgesetzbuch entkriminalisierte das Einheitsstrafrecht einvernehmliche Sexualkontakte zwischen volljährigen Männern und stellte lediglich die «Verführung» von Minderjährigen und die gleichgeschlechtliche Prostitution unter Strafe. Dadurch wurde der traditionelle Fokus der Justiz auf den sündhaften Akt des Analverkehrs abgelöst, eine Entwicklung, die freilich bereits unter dem kantonalen Strafgesetzbuch eingesetzt hatte. Die Schaffhauser Gerichtspraxis zeigt, dass ein extensiv ausgelegter Begriff der «Verführung» nach 1942 zu einem Kernelement juristisch-polizeilicher Interpretationen gleichgeschlechtlichen Verhaltens avancierte. Dementsprechend gross war das Gewicht, das die Justizbehörden dem Schutz der «willfähigen Jugend» beimassen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang der späte Höhepunkt, den die Verfolgung gleichgeschlechtlicher Aktivitäten in den 1960er-Jahren erfuhr.

Psychiatriegeschichtlich interessant sind die Ausführungen zur psychiatrischen Begutachtung von Männern, die gleichgeschlechtliche Sexualkontakte unterhielten. Bei solchen Begutachtungen, die im Kanton Schaffhausen erst ab 1925 nachweisbar sind, hatten sich die Psychia-

trieärzte über die Zurechnungsfähigkeit sowie die Behandlungs- und Heilungsmöglichkeiten auszusprechen. Wie das Quellenmaterial zeigt, legten die Schaffhauser Psychiater über den ganzen Untersuchungszeitraum hinweg einen bemerkenswerten Eklektizismus an den Tag, indem sie zur Interpretation gleichgeschlechtlichen Begehrens Deutungsmuster, die in der Tradition des Psychopathiekonzepts oder aber der Psychoanalyse standen, zwanglos miteinander kombinierten. Skepsis zeigten die Psychiater dagegen gegenüber der von den Justizbehörden favorisierten Verführungstheorie. Anhand von Einzelfällen zeigt Schlatter wesentliche Widersprüche der damaligen Begutachtungspraxis auf. So hielten die Experten zwar an der «Abnormalität» gleichgeschlechtlicher Sexualität fest, übten aber zugleich Zurückhaltung bei der Zubilligung strafmildernder Momente. Sie beharrten ebenfalls auf dem Anspruch, Homosexualität heilen zu können, ohne jedoch konkrete Erfolge vorweisen zu können. Ausführlich diskutiert Schlatter schliesslich die Umstände, unter denen Psychiater die Kastration homosexueller Männer als «Therapie» (und zugleich als eugenische Massnahme) empfahlen. Im Kanton Schaffhausen lassen sich zwischen 1934 und 1961 fünf solche Fälle nachweisen, in weiteren 16 Fällen wurde eine Kastration diskutiert. Schlatter bestätigt die etwa für den Kanton Bern vorliegenden Forschungsergebnisse insofern, als er zeigt, dass Kastrationen häufig als Alternative zu einer zeitlich unbefristeten Verwahrung gehandelt wurden. Vollzogen wurden sie jedoch nicht im Rahmen des Massnahmenrechts des Strafgesetzbuches, sondern vielmehr an dessen Rande auf «freiwilliger» Basis. Die Handlungsspielräume der betroffenen Männer waren dabei insofern eingeschränkt, als sie sich vor die «Wahl»

zwischen einem Freiheitsentzug und einem operativen Eingriff gestellt sahen.

Die «Konstruktion des modernen Homosexuellen» blieb indes keineswegs auf juristisch-psychiatrische Diskurse beschränkt. Anhand von Aussagen von Angehörigen, Nachbarn und Arbeitgebern zeigt Schlatter, dass die Vorstellung von Homosexualität als einer unveränderlichen Eigenschaft, die sich in speziellen psychischen und körperlichen Zeichen manifestierte, spätestens in der Zwischenkriegszeit auch in den bürgerlichen Mittel- und sogar den Unterschichten verbreitet war. Sofern ihre sexuellen Präferenzen ruchbar wurden, hatten viele der betroffenen Männer Sanktionen ihres sozialen Umfelds zu befürchten, die von einer Stigmatisierung als «warme Brüder» bis zum Stellen- oder Wohnungsverlust reichten. Erstaunlicherweise führten oft erst Dissonanzen innerhalb gleichgeschlechtlicher Beziehungen dazu, dass die Justizbehörden überhaupt von verbotenen Sexualkontakten erfuhren.

Im zweiten Teil seiner Untersuchung geht Schlatter den Selbstbildern gleichgeschlechtlich verkehrender Männern und der homosexuellen Subkultur Schaffhausens nach. Anhand von Lebensläufen, die von den Angeschuldigten zuhanden der Justizbehörden verfasst wurden, zeigt er, wie das gerichtliche Ermittlungsverfahren den betroffenen Männern seit den 1920er-Jahren zunehmend Geständnisse und Erklärungen über ihr Anderssein abnötigte. Wie die eingangs zitierte Aussage verdeutlicht, eigneten sich die betroffenen Männer dabei in vielen Fällen Deutungsmuster an, die ursprünglich von der Psychiatrie entwickelt worden waren. Nur schwer abzuschätzen ist der prozesstaktische Anteil dieser subjektiven Identitätskonstruktionen. Gewinnbringend erweist sich in diesem Zusammenhang der Ansatz Schlatters, zur Interpretation solcher «Ego-Dokumente» auf Erving Goffmanns



Konzept des «Stigma-Managements» zurückzugreifen. Die Variationsbreite der Auseinandersetzung der angeschuldigten Männer mit dem Stigma «Homosexualität» reichte dabei von der Integration gleichgeschlechtlichen Begehrens in die eigene Biografie, über eine verbale Zurückweisung des Stigmas oder eine demonstrative Heirat bis zum Suizid.

Die untersuchten Gerichtsakten erlauben schliesslich einen – wenngleich beschränkten – Blick auf die soziale Wirklichkeit gleichgeschlechtlich verkehrender Männer. So lassen sich bereits für das 19. Jahrhundert längere gleichgeschlechtliche Beziehungen zwischen Männern nachweisen. Bevor sich bürgerliche Wohnideale auch in den Unterschichten durchsetzten, fanden gleichgeschlechtliche Sexualbeziehungen zudem oft in Form so genannter «Schlafstubenbeziehungen» statt. Zu Recht weist Schlatter darauf hin, dass es rückblickend nicht einfach ist, scharfe Grenzen zwischen einvernehmlicher und erzwungener (oder erkaufte) Sexualität zu ziehen – eine Feststellung, die keineswegs auf gleichgeschlechtliche Sexualkontakte beschränkt ist. Die untersuchten Sexualbeziehungen wiesen sowohl in sozialer als auch in altersmässiger Hinsicht Ungleichheiten auf, wobei sich die Machtverhältnisse im Laufe der Beziehungen durchaus umkehren konnten. Zumindest in den Augen der bürgerlichen Juristen waren Prostitution, Schweigegeld und Erpressung untrennbar mit dem homosexuellen Milieu verbunden. Zeitlich parallel zum Auftauchen des Typus des Homosexuellen in juristisch-psychiatrischen, aber auch alltäglichen Diskursen lassen sich im Schaffhausen der 1920er-Jahre erste Anzeichen einer homosexuellen Subkultur ausmachen. Eine wichtige Rolle spielten dabei zunächst persönliche Netzwerke und Gaststätten, die als einschlägige Treffpunkte dienten. Vor allem

in der Nachkriegszeit erlaubte dann die «Inbesitznahme öffentlicher Bedürfnisanstalten» vergleichsweise unbehelligte Sexualkontakte unter Männern. Einen Ausbruch aus dem Kleinstadtmilieu und eine Lockerung der sozialen Kontrolle versprach schliesslich die schillernde Grossstadt Zürich mit einer ausgeprägteren homosexuellen Subkultur.

Thematisch betritt Schlatters Studie für die Schweiz weitgehend Neuland. Sie ist zugleich ein Beispiel für eine engagierte, aber dennoch differenzierte und auf quellenkritische Vorsicht bedachte Untersuchung sozialer Exklusions- und Inklusionsprozesse, die vielschichtiger und – gerade was die damit verbundenen Subjektivierungspraktiken anbelangt – ambivalenter sind, als dass sie allein auf den Aspekt der Repression reduziert werden können. Zu wünschen gewesen wären freilich an einigen Stellen eine Straffung der Argumentation und Quellenpräsentation sowie eine stärkere Führung der Leserschaft durch das Einfügen zusammenfassender Abschnitte in den einzelnen Kapiteln. Nicht dem Autor anzulasten ist dagegen ein Grundsatzproblem, das sich beim Arbeiten mit Gerichtsakten stellt. Diese dokumentieren bekanntlich in erster Linie einmal die selektive Perspektive des Justizapparats. Dies betrifft, worauf Schlatter ausdrücklich hinweist, im vorliegenden Fall vor allem die Zeit nach 1942, als einvernehmliche Sexualkontakte zwischen volljährigen Männern dem Blick der Justiz und damit auch dem Historiker entzogen blieben.

Urs Germann (Bern)

**NADJA RAMSAUER
«VERWAHRLOST»
KINDSWEGNAHMEN UND
DIE ENTSTEHUNG DER JUGEND-
FÜRSORGE IM SCHWEIZERISCHEN
SOZIALSTAAT 1900–1945**

CHRONOS, ZÜRICH 2000, 392 S., FR. 42.–

Nadja Ramsauers Buch ist aus mehreren Gründen ein wichtiges und sogar ein grundlegendes Werk. Dies soll deshalb betont werden, weil die aktuelle Dissertation von Carlo Wolfisberg zur Heilpädagogik die Leistung Ramsauers in den Schatten stellen könnte. Und auch deshalb, weil Thomas Huonker seine von der Stadt Zürich beauftragte Studie zur Praxis der Sozialbehörden und der Psychiatrie wesentlich auf Erkenntnissen von Ramsauer aufgebaut hat. Nadja Ramsauers Thema ist die «ambivalente Modernisierung» (Detlev Peukert und Ruedi Brassel-Moser) der schweizerischen Vormundschaftspolitik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts am Beispiel der Stadt Zürich. Ihre Erkenntnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Die Modernisierung war geprägt von Professionalisierungs- und Bürokratisierungsprozessen, in welchen Frauen und sozialdemokratische Beamte eine zentrale Rolle spielten.
- Die Entstehung der Sozialarbeit in der Schweiz muss im europäischen Kontext betrachtet werden.
- Die in der Sozialarbeit dominierenden bürgerlichen Frauen vertraten lange eine Auffassung von «sozialer Mütterlichkeit», die weibliche Empathie zu Lasten von Wissenschaftlichkeit in den Vordergrund stellte.
- In Bezug auf das Konzept der «Verwahrlosung» kam es zu einem sozialpolitischen Paradigmenwechsel: Eugenisch-naturwissenschaftliche Interpretationen und ein nationalistisch aufgeladener, auch von SozialistInnen geteilter Volkskörper-

diskurs lösten ältere sozialdeterministische Erklärungsmuster ab.

- Die zu beobachtende «Verwissenschaftlichung des Sozialen» führte dazu, dass die einst integrativen Zielsetzungen der Fürsorge unterlaufen und die pädagogischen Absichten sich auf die so genannt «normalen» Kinder konzentrierten, während die «Anormalen» psychiatrisiert, interniert oder mit eugenischen Mitteln verhindert werden sollten.
- Trotzdem spricht Ramsauer nicht von einer Sozialdisziplinierung der Unterschichten durch die Fürsorge. Die Disziplinierungsthese ignoriere nämlich die Handlungskompetenz der betroffenen Familien, insbesondere auch der Frauen.
- Die zürcherische Fürsorgepolitik wäre daher als interdependentes System und als Resultat komplexer Aushandlungsprozesse zu verstehen.

Die fünf Kapitel des Buchs lassen sich grob in zwei Teile gliedern: Erstens in einen auf programmatischen Schriften der fürsorgepolitischen Akteure und auf Tagungsdokumentationen beruhenden, der den Entstehungskontext der schweizerischen Sozialarbeit einerseits und des modernen Zürcher Fürsorgeapparates andererseits nachzeichnet. Die Autorin geht dabei wie Stefan Kühl (*Die Internationale der Rassisten*) davon aus, dass die Etablierung einer neuen Profession beziehungsweise einer neuen Wissenschaft als Resultat diskursiver Prozesse und von internationalen Austauschbeziehungen verstanden werden kann. Als in jeder Beziehung wohltuend und innovativ erweist sich die starke komparative Ausrichtung dieses ersten Teils: Anhand der Gründerinnen der Schule für Soziale Frauenarbeit in Zürich, Mentona Moser, Marta Fierz und Marta von Meyenburg, zeigt Ramsauer den Einfluss britischer und deutscher Frauensozialarbeitsmodelle in der Schweiz: Alle drei studierten am Londoner Women's University Settle-



ment, welches Theorie und Praxis der aufsuchenden Sozialarbeit zu verbinden suchte. Allerdings konnten sich die sozialkritischeren und wissenschaftlicheren Ansätze aus Grossbritannien, wo für die ArbeiterInnenschaft schon früh Krippen und Sozialversicherungen eingeführt wurden, gegenüber dem deutschen Modell von Alice Salomon nicht durchsetzen, welche einen bürgerlich-karitativen Ansatz vertrat, der Sozialarbeit als Ausfluss von Mütterlichkeit fasste.

In den letzten zehn Jahren wurden einige sozialhistorische Arbeiten verfasst, die den vom neuen Schweizerischen Zivilgesetzbuch (ZGB) 1912 ausgehenden Paradigmenwechsel im Vormundschaftsrecht und im Kinderschutz behandelten. Doch erst Nadja Ramsauer vergleicht das ZGB systematisch mit der Rechtsentwicklung im Deutschen Reich. Dank den besonderen schweizerischen Konstellationen kam mit dem ZGB früher als in Deutschland ein kompaktes Gesetzeswerk zustande, durch welches dem Staat eine weitgehende und präventive Intervention in den familiären Nukleus ermöglicht wurde, wodurch mit den auf die Weimarer Republik gemünzten Worten des Sozialhistorikers David Crew die «Elternschaft zu Dritt» etabliert wurde. AmtsvorsteherInnen und Beamte aus dem linksgrünen Spektrum würden gut daran tun, dieses Buch zu lesen. Denn Ramsauer zeichnet detailliert nach, dass gerade das «rote Zürich» mit den prägenden Figuren Paul Pflüger und Jakob Gschwend eine besondere Affinität zu einer interventionistischen Fürsorgepolitik hatte. Sie leistet damit für die Schweiz bzw. für Zürich das, was Michael Schwartz für Deutschland und Karl Metz und Diane Paul für Grossbritannien taten: nämlich die Verbindung zwischen sozialistischen Wohlfahrts- und Volkskörperideologien sowie dem auf Machbarkeit und Verwaltbarkeit hin orientier-

ten Gemeindefürsorge einerseits und eugenischen Diskursen und Praktiken andererseits aufzuzeigen. So ist denn auch die fruchtbare Zusammenarbeit zwischen den eugenisch orientierten Zürcher Psychiatern und den sozialdemokratisch dominierten Fürsorgebehörden zu verstehen.

Im zweiten Teil von «Verwahrlost» wird die Fallwerdung von Eltern, denen die elterliche Gewalt entzogen wurde, dokumentiert. Nadja Ramsauer wertete dafür im Stadtarchiv Zürich 55 vormundschaftliche und fürsorgerische Falldossiers aus den Jahren 1914, 1921, 1928 und 1934 aus. Als Historikerin ist Ramsauer am Aufdecken von Kontinuitäten und von Veränderungen interessiert, weshalb sie sich auf den Vergleich der Jahre 1914 und 1934 konzentriert. Beide Jahre waren vom Krisenkontext geprägt. Ramsauer kann zeigen, wie sich die diskursive Verschiebung in der «Verwahrlosungs»-Diskussion, die sie im ersten Teil so anschaulich vorführte, empirisch niederschlug: Gegenüber 1914 wurden ungleich mehr fürsorgerische Massnahmen aus psychiatrischen und eugenischen Gründen verhängt. Damit ging die höhere Zahl von entmündigten Eltern einher. An Gewicht verloren moralisierend-pädagogisierende Vorwürfe der schlechten Erziehung und der Unsittlichkeit.

Wie steht es nun mit der von Ramsauer reklamierten *agency* der von solchen Massnahmen betroffenen Eltern, Kindern und Jugendlichen? Zwar bringt die Autorin einige Beispiele, in denen sich die Eltern erfolgreich gegen eine Kindesversorgung oder gegen eine Entmündigung wehrten – meistens, indem sie Rekurs einlegten. Doch insgesamt kontrastieren die Fallerzählungen doch recht stark mit Ramsauers prägnanter Zurückweisung simplifizierender Sozialdisziplinierungsmodelle. Die Forschungskontroverse, die Nadja Ramsauer aufgreift und in der sie Partei ergreift – für eine Sicht, gemäss der

erstens die individuelle Handlungskompetenz zwischen den gesellschaftlichen Diskursen und den konkreten Erfahrungen vermittelt und zweitens die strukturellen Bedingungen immer schon ins Handeln von Akteuren eingelassen sind – ist äusserst spannend. Doch überzeugt der Versuch, die individuelle Handlungskompetenz zu betonen, nur bedingt, solange der proletarische beziehungsweise der Unterschichtsallday mit zu viel Empathie betrachtet wird. Bei Ramsauer kommt im Gegensatz zur von ihr rezipierten amerikanischen Sozialhistorikerin Linda Gordon beispielsweise der ganze Bereich der «häuslichen» Gewalt und Vernachlässigung etwas zu kurz. Diese haben zwar sehr wohl mit dem sozioökonomischen beziehungsweise den «strukturellen Gewaltverhältnissen» zu tun. Sie lassen sich aber auch nicht einfach daraus ableiten.

Die Falldossiers konfrontieren noch mit einem weiteren Erkenntnisproblem, das Nadja Ramsauer meines Erachtens nicht befriedigend löst: mit dem Problem der Nichtsolidarität der Nachbarschaft. Sie zeigt zwar überzeugend, dass der quantitative Anstieg der behördlich registrierten Familien hauptsächlich als Resultat der Verrechtlichung, der Professionalisierung und Bürokratisierung gesehen werden muss. Die Fürsorgerinnen und Amtsvormünder stellten aber, wie die psychiatrischen Gutachter auch, weitgehend auf das Urteil der Umgebung einer betroffenen Familie ab. Auch wenn es sich um Denunziantentum handelte, so wäre es doch spannend, diesen (mangelnden) Solidaritäten und dieser Art von negativer Soziabilität nachzugehen. Es drängt sich nämlich die unbequeme Vermutung auf, wonach das Gerede, das Handeln und die Ansichten der «kleinen Leute» dazu beitragen, dass Individuen und Gruppen von Menschen ausgegrenzt oder beispielsweise durch die «Internierungswissenschaft Psychiatrie» (Ramsauer)

zwangsweise resozialisiert werden sollten.

Zu solch spannenden und kontroversen Diskussionen gibt Ramsauers Buch also Anlass. Darüber hinaus vermag sie, die *Aporien* der Fremderziehung einer weiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. «Verwahrlost» gibt eine Antwort auf die Frage, warum sich der sozialdemokratische St. Galler Nationalrat Scherrer-Füllmann nicht durchsetzen konnte, der 1905 die Einrichtung von Krippen für arbeitende Eltern als Alternative zur dauerhaften Wegnahme und Heimversorgung von Kindern forderte. Welches jedoch die fürsorgepolitischen Alternativen im Umgang mit wirklich dysfunktionalen Familien gewesen wären – und heute noch sind – darauf gibt es keine einfache Antwort. Eine seriöse historische Forschung wie die von Nadja Ramsauer kann an diesem Punkt lediglich überzeugend auf die Widersprüche der fürsorgepolitischen Praxis hinweisen: dass nämlich die «gefährdeten» Kinder und Jugendlichen von den Behörden oft in Betreuungsverhältnissen versorgt wurden, die mindestens so unzulänglich waren wie jene, aus denen sie angeblich gerettet werden sollten. Dass durch eine solche Politik der Kindswegnahme und Versorgung die Zementierung von Klassenunterschieden innerhalb des katholischen Milieus praktiziert wurde, wie die Rezensentin in ihrer Lizentiatsarbeit herausfand, erstaunt vielleicht nicht allzusehr. Dass aber auch sozialdemokratische Vormundschaftsbeamte und einigermaßen progressiv gesinnte Fürsorgerinnen Hand dazu boten, dass aus Arbeiterkindern Dienstmädchen und Knechte wurden, verdient Beachtung und weitergehende Untersuchungen.

Interessant wäre auch eine Reflexion darüber, ob heute strukturell ähnliche Prozesse ablaufen, indem progressive SozialarbeiterInnen dank der neuen schwei-



zerischen Unterschicht – so genannten unqualifizierten ArbeitsimmigrantInnen und vielen AsylimmigrantInnen – ein neues Betätigungsfeld finden und ihre Existenz legitimieren können.

Gisela Hürlimann (Zürich/Bern)

**GENEVIEVE HELLER,
GILLES JEANMONOD,
JACQUES GASSER
REJETEES, REBELLES,
MAL ADAPTEES
DEBATS SUR L'EUGENISME.
PRATIQUES DE LA STERILISATION
NON VOLONTAIRE EN SUISSE
ROMANDE AU XX^e SIECLE
BIBLIOTHEQUE DE D'HISTOIRE
DE LA MEDECINE ET DE LA SANTE
GENEVE, GEORG, 2002, 480 P., FS 64.-**

Voici un livre courageux, honnête, original, et utile.

Courageux, d'abord, dans le choix de la longue durée, la volonté de passer en revue la totalité des cantons romands. Mais en parlant de courage, on songe surtout au choix du sujet. Courage pour briser un tabou, évoquer des souvenirs qui ne sont pas glorieux, ni pour la Suisse, ni pour la médecine et la psychiatrie. Courage aussi pour ne pas céder à la tentation inverse de la dénonciation systématique, de l'anathème, de l'accumulation des récits pathétiques sans distance, dans le seul but, par l'association magique des mots eugénisme et stérilisation sur la couverture, de faire un coup éditorial. De ce point de vue, la mise en perspective historiographique de ce travail et l'analyse du traitement médiatique de la stérilisation à partir du «scandale suédois», qui ouvrent l'ouvrage, sont non seulement bienvenues, mais nécessaires. On sait comme il est malheureusement facile, sur des sujets analogues, de caricaturer.

Or, c'est l'honnêteté intellectuelle des auteurs qui frappe. Le portrait photographique placé en page de couverture de Louise, contrainte d'avorter et stérilisée en 1947, donne le ton: rien de malsain, rien de sensationnel à attendre; simplement, dans les yeux de cette jeune fille dont l'itinéraire pathétique est décrit dans le préambule, des questions, l'attente d'une explication. Les méthodes d'analyse, le souci de se situer le plus souvent possible au niveau du cas (la multiplication des exemples est éclairante), en même temps que sont présentés les éléments du contexte scientifique, l'attention portée à l'histoire des mentalités et à l'histoire des femmes, au cadre législatif: tous ces paramètres permettent de construire un discours nuancé qu'illustre bien la tentative de synthèse conclusive.

Original, ce travail l'est aussi. Il ne s'agit pas d'un livre de plus sur les idées eugénistes et leur diffusion, ni d'une exégèse des savants suisses qui ont, à un moment ou à un autre, développé des théories eugénistes. Certes, chaque chapitre commence par présenter, dans chacun des cantons abordés successivement, les positions, les idées des médecins en position de peser sur les décisions. Mais ce livre n'est pas que cela: il est aussi (et surtout?) une tentative d'évaluation de leur mise en pratique (ou non), évaluation rendue possible par une plongée au cœur des archives. Il faut saluer le travail documentaire accompli, le dépouillement très finement poussé des archives et la synthèse opérée à partir de ces cas particuliers. Il y a là quelque chose qui se rapproche de l'exhaustivité, réputée inaccessible en histoire.

Quant à l'utilité, elle découle des qualités précédemment énoncées. Comme le soulignent les auteurs eux-mêmes, les possibilités de faire une histoire synthétique de l'eugénisme sont limitées par la couverture lacunaire des territoires natio-

naux: voilà au moins une lacune comblée. La Suisse romande présente d'ailleurs une position intéressante par sa double proximité avec l'Allemagne et la France, aux traditions eugénistes assez différentes. Par ailleurs, la masse des archives dépouillées

renvoie à la masse de données fournies à l'historien sous forme d'exemples précis, de statistiques, de tableaux, toujours commentés, et d'une bibliographie copieuse.

Anne Carol (Aix-en-Provence)

WIDERSPRUCH

Beiträge zur
sozialistischen Politik

43

Linke und Macht

Mitte-Links-Projekt in Europa; SPS auf Linkskurs;
Rotgrün, Arbeitslosigkeit und die Gewerkschaften;
Wirtschaftsdemokratie, Sozialisierung der Märkte,
Linke und Flexibilisierungspakt; Klassengesellschaft;
Arbeit und menschliche Würde; Macht und Staat,
Globalisierungskritik, Attac, Empire-Debatte

K. Dräger, J. Steinhilber, F. Cavalli, M. Wendl, F. Vilmar,
M. R. Krätke, W. Eberle, H. Schäppi, K. Dörre,
W. F. Haug, J. Holloway, Y. Kramer, F. O. Wolf

Diskussion

T. Soiland: Mit Foucault gegen Gender
N. Klein: Zukunft der Befreiungstheologie
H. Baumann: EU-Erweiterung ohne soziale Dimension
M. König: Schweiz und Zweiter Weltkrieg

Marginalien / Rezensionen / Zeitschriftenschau

22. Jg./2. Halbjahr 2002

Fr. 25.- / € 16.-

ALLGEMEINE BESPRECHUNGEN COMPTES RENDUS GENERAUX

JEFFREY FREEDMAN
A POISONED CHALICE

PRINCETON UNIVERSITY PRESS, PRINCETON 2002,
236 S., MIT ILLUSTRATIONEN, FR. 49.90

Der amerikanische Historiker Jeffrey Freedman widmet sich in diesem Buch einem Vorfall, der von der Forschung bisher kaum beachtet worden ist: Laut einem Bericht des Rats der Stadt Zürich vergiftete ein Unbekannter am 12. September 1776 den Abendmahlswein im Zürcher Grossmünster. Angesichts der Bedeutung des Ortes – die Regierung und Honoratioren der Stadt pflegten hier dem Gottesdienst beizuwohnen – und des Festtages – der Buss- und Betttag war einer von nur vier Feiertagen im reformierten Zürcher Kirchenkalender, an dem das Abendmahl eingenommen wurde – erfuhr das Ereignis eine über die Schweiz hinausgehende Aufmerksamkeit. Die Frage, wer eines so «unvorstellbaren Verbrechens gegen die Menschheit» fähig sein konnte, beschäftigte in der Folgezeit nicht nur Regierung, Klerus und Einwohner der Stadt Zürich, sondern auch die deutsche Presse. Schliesslich wurde der Vorfall von den Geistesgrössen des deutschsprachigen Raums aufgegriffen und debattiert. Einen Höhepunkt der Auseinandersetzung bildete die Kontroverse zwischen dem Zürcher Pfarrer Johann Caspar Lavater und dem Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai um das «Problem des Bösen», wie es das Vorkommnis des vergifteten Abendmahlsweins in Zürich zu exemplifizieren schien.

Im Zentrum des Buches steht jedoch weniger der Fall des vergifteten Weins selbst, als die Frage nach der Gültigkeit

von Beweisen sowie das ewige Problem des Historikers, objektives Wissen über vergangene Ereignisse zu erlangen. Freedman hatte mit der Wahl des vorliegenden historischen Falls eine glückliche Hand, denn dieser konfrontiert den Historiker unmittelbar und sehr anschaulich mit der Frage nach der Objektivität und Stichhaltigkeit von Beweisen – insbesondere angesichts des Fehlens von Augenzeugen. Vordergründig erzählt das Buch eine mysteriöse Kriminalgeschichte mit unerwarteten Wendungen und einer Vielzahl von zum Teil schillernden Charakteren. In der Rolle des historischen Untersuchungsrichters klopft Freedman Schritt für Schritt die Personen des Geschehens, ihre Berichte und Aussagen, die unmittelbaren Umstände sowie die weiteren Implikationen des Vorfalls auf ihren Wahrheitsgehalt ab. Dabei beherrscht der Autor die narrative Kunst der Detektivgeschichte ebenso wie die wissenschaftliche Aufarbeitung des historischen Kontextes. Auf der Grundlage einer sorgfältigen Recherche löst Freedman den selbst gesetzten Anspruch ein, eine wichtige Episode der Geistesgeschichte des späten 18. Jahrhunderts an einem Fallbeispiel zu reflektieren. Die umfassende Breite des historischen Panoramas beruht auf der kompetenten Verortung eines episodischen Geschehens im Kontext kultur-, mentalitäts-, ideen-, medien-, alltags- und politikgeschichtlicher Aspekte.

Freedman bringt die Affäre in Zusammenhang mit einer archetypischen Erzählfigur, die Elemente wie Unreinheit, Verschmutzung, Vergiftung, Blut und Entsakralisierung vereint und wirft die Frage auf, ob die Auslegung der Ereignis-

nisse durch die Zeitgenossen nicht massgeblich durch dieses narrative Muster geprägt worden sei. Einen Schwerpunkt seiner Untersuchungen bildet die ausführliche Analyse der deutschen Zeitungsberichte – in Zürich selbst wurde die Berichterstattung über den Vorfall in der Presse verboten. Die Bedeutung von Zeitungen für die kulturellen Transformationen im 18. Jahrhundert wird ebenso erörtert wie der Einsatz rhetorischer Techniken, mit deren Hilfe die Glaubwürdigkeit von Zeitungsberichten gesichert werden sollte. Da dem Vorfall die Augenzeugen fehlen, liegt die Hauptbeweislast bei einer chemischen Analyse des angeblich vergifteten Weins. Doch wie genau konnten Mediziner und Chemiker in den 1770er-Jahren chemische Substanzen bestimmen? Freedman hinterfragt die Beweiskraft der wissenschaftlichen Autorität, die von den Zeitgenossen nahezu uneingeschränkt akzeptiert wurde.

In einem gesonderten Kapitel beschäftigt sich der Autor mit dem Gerichtsverfahren gegen den Totengräber Wirz, den man aus verschiedenen Gründen für schuldig erklärte. Die Allgegenwärtigkeit des Todes in der Frühen Neuzeit kommt dabei ebenso zur Sprache wie die soziale Stigmatisierung des Berufes des Totengräbers, der – ähnlich wie die Juden – oft die Funktion des Sündenbocks erfüllte. Im Laufe des Prozesses nimmt der Kriminalfall einen unerwarteten Verlauf und entwickelt sich zu einem Politikum, das schliesslich eine Verfassungskrise im Zürich am Ende des Ancien Régime auslöst.

Ausführlich behandelt der Autor die Debatte zwischen Lavater und Nicolai über den Vorfall im Grossmünster, die zugleich eine Auseinandersetzung über die Grenzen der Beweiskraft von Empirie und Vernunft sowie über die Natur des Bösen ist. Beide Kontrahenten gehen das

Thema sowohl stilistisch als auch inhaltlich sehr unterschiedlich an: hier die emotional-moralisierenden Predigten des Zürcher Pfarrers, der die vom aufklärerischen Zeitgeist angeblich beförderte Anfälligkeit des Menschen für die Versuchungen des Teufels verurteilt; dort die kühl-systematische Sezierung und Uminterpretierung der Ereignisse durch den Berliner Aufklärer, die zu dem Schluss gelangt, der Wein sei überhaupt nicht vergiftet gewesen. Über die Analyse der Schwächen in der Argumentation beider Gegner thematisiert Freedman das Kernproblem der Kontroverse: die Vorurteile der aufklärerischen Vernunft selbst. Der Autor versteht es dabei ausgezeichnet, die Debatte in dem spezifischen Kontext der deutschen Aufklärung zu verorten und die allgemeinen Implikationen für das Verhältnis von Religion und Aufklärung zu erörtern.

Die Kraft der Beweise reichte nicht aus, das Ereignis im Zürcher Grossmünster des Jahres 1776 jemals aufzuklären. Der Leser wird so in den Bann der Ermittlungen gezogen und zur Beteiligung an der Spekulation über die Frage angeregt, ob der Wein tatsächlich vergiftet oder nur verunreinigt war. Freedman bietet schliesslich eine eigene Interpretation des Geschehens an, von der sich der interessierte Leser selbst ein Bild machen sollte.

Auf den letzten Seiten spannt der Autor einen weiten Bogen und dehnt seine Reflexionen über das von den Aufklärern problematisierte Thema des Bösen auf das 20. Jahrhundert aus. Es hätte der Qualität des Buches keinen Abbruch getan, den Verweis auf Hitler und den Holocaust an dieser Stelle zu unterlassen.

Freedman führt in glänzender Weise vor, dass Wissenschaftlichkeit und Lesbarkeit sehr gut in einem Werk vereinbar sein können: Ein ausführlicher Fussnotenapparat (am Ende des Buches), eine übersichtlich gegliederte Bibliografie sowie – als besonderes Plus – ein kombiniertes



Sach- und Personenregister widerlegen jeden Verdacht, dem Autor sei es nur um das Erzählen einer guten Geschichte gegangen. Und dennoch: die Geschichte ist gut. Es macht Spass, dieses auch grafisch ansprechend gestaltete Buch zu lesen – nicht zuletzt, weil man das Vergnügen des Verfassers beim Bearbeiten seines Sujets aus jeder Zeile herauslesen kann. Freedman hat ein mikrohistorisches Juwel produziert, das den grossen Zusammenhängen in den kleinen Ereignissen der Geschichte nachspürt.

Heike Bock (Luzern)

**CLAUDE HAUSER,
YVAN LAMONDE (DIR.)
REGARDS CROISÉS ENTRE LE JURA,
LA SUISSE ROMANDE ET LE QUÉBEC**

SAINTE-FOY, PRESSES DE L'UNIVERSITÉ LAVAL, 2002,
344 P., FS 30.–

Regards croisés entre le Jura, la Suisse romande et le Québec propose une avancée dans un territoire intellectuel encore largement en friche. L'initiative est salutaire et il faut en souligner la pertinence, car il apparaît nettement à la lecture de ce livre que le champ des études sur les relations helveto-québécoises mérite d'être exploré mieux qu'il ne l'a été jusqu'ici. Dirigé conjointement par Claude Hauser (Université de Fribourg) et Yvan Lamonde (Université McGill, Montréal), l'ouvrage offre à la communauté des chercheurs les actes d'un récent colloque organisé autour de la personne et de l'œuvre d'Auguste Viatte. En une vingtaine de contributions originales, les participants cernent et évaluent l'homme et son héritage intellectuel, d'une part, et prolongent en quelque sorte sa réflexion, d'autre part.

Né à Porrentruy, dans le Jura, en 1901 et décédé en 1993, Auguste Viatte fut

professeur de littérature à New York (1926–1933), puis à Québec (1933–1949), à Nancy (1949–1952) et enfin à Zurich (1952–1968). Viatte s'efforça de plus, tout au long de son existence, d'agir en intellectuel engagé dans la vie de la Cité, multipliant les prises de position publiques et les collaborations aux revues d'idées de son temps, et participant activement pendant la guerre aux activités du Comité de la France libre de Québec. Longue et fructueuse, sa carrière professionnelle est notamment scandée par la publication d'ouvrages précurseurs, tels que l'*Histoire littéraire de l'Amérique française*, en 1954 – soit, comme le rappelle Marie-Andrée Beaudet (105), à une époque où certains, au Canada français, se demandaient encore si la littérature canadienne-française existait vraiment –, et l'*Histoire comparée des littératures francophones*, en 1980.

Dans une formule toute simple, David Tremblay résume à merveille l'impresion générale qui se dégage de la première partie de l'ouvrage: Auguste Viatte, c'est «l'homme de la francophonie» (42). Simultanément engagé dans de multiples associations francophones, Viatte croyait en effet à la nécessité de créer des lieux d'échanges concrets pour donner consistance à la francophonie mondiale en tant qu'espace culturel. A une époque où la Francophonie semble parfois se chercher une raison d'être et un rôle, ces préoccupations conservent toute leur actualité.

La perspective comparatiste privilégiée par Viatte confère également à son œuvre une pertinence actuelle. L'une de ses principales contributions dans cette voie, estime Daniel Sangsue, «a été de construire des ponts entre différentes cultures, de mettre en relation des littératures et des civilisations par-delà les frontières des nations et des langues» (66). Pour lui, complète Marie-Andrée Beaudet, «le destin, passé et futur, des littéra-

tures francophones devait être envisagé de façon conjoint et solidaire» (109).

L'œuvre de Viatte est celle d'un homme qui chercha à réhabiliter aux yeux du monde académique franco-français une littérature excentrée par rapport à Paris et trop souvent jugée marginale en raison de cet éloignement géographique. Viatte souhaitait favoriser par ses écrits l'émergence d'une littérature de langue française «plus universelle» (91) et proposa en ce sens, en 1958, une «première typologie des littératures en français» (92). Pionnier aussi bien de l'interculturalité que de l'interdisciplinarité (bien avant que ces notions ne soient vraiment conceptualisées, en fait), Viatte compte à son crédit «le seul effort réel d'écrire une histoire littéraire de la francophonie» (87). Son dernier livre, *l'Histoire comparée des littératures francophones*, constitue l'aboutissement de sa quête intellectuelle motivée par un désir d'aller au-delà des catégories usuelles de découpage du savoir. Comme le résume Daniel Sangsue, «il s'est toujours agi pour lui de dépasser les limites assignées à tel ou tel champ pour éclairer des empiètements, des recoupements que certains préjugés nous avaient empêchés de voir» (66–67).

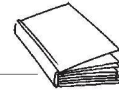
La seconde partie de l'ouvrage s'inscrit au cœur du champ des études comparatistes. Viatte n'est plus un *objet*, mais un *prétexte*. Cinq thèmes liés à son œuvre et à sa personne – développement de la littérature francophone, catholicisme, écho et réception de Jacques Maritain et Emmanuel Mounier, question nationale et identité collective, figure et inscription sociale de l'intellectuel – sont abordés dans leurs dimensions québécoise et romande, voire jurassienne.

Pouvant ici prétendre parler au nom de tous, Daniel Maggetti affirme avec raison que la démarche comparatiste mise en œuvre n'a de sens «que si on se donne aussi les moyens de relever, par-delà

les convergences et les divergences à l'échelle macroscopique, le degré de singularité irréductible des microcosmes mis en présence. Prendre la juste mesure de celle-ci, c'est par ailleurs la meilleure manière d'évaluer, ensuite, les analogies structurelles» (163) Ainsi, pour prendre un seul exemple, celui des champs littéraires nationaux québécois et romand, la comparaison permet de faire ressortir, dans les divergences et les similitudes, selon quelles modalités ils sont l'un et l'autre «symboliquement dominés» par la France (151).

L'apport principal de cette partie est empirique, car il s'agit en premier lieu d'études de cas. La grande qualité de ces textes, pris collectivement, est de soulever des questions inédites et d'ouvrir à la réflexion future des horizons nouveaux. Les préceptes comparatistes y sont particulièrement bien appliqués, à l'exception des articles d'Yvan Cloutier et de Francis Python qui se confinent à leur «aire nationale» respective, le Québec dans le premier cas et la Suisse romande dans le second.

Comme c'est souvent le cas dans les ouvrages qui rassemblent des actes de colloques, les chapitres sont d'un intérêt inégal. A côté des stimulantes contributions de Lucia Ferretti et d'Urs Altermatt sur le catholicisme (189–221), et de Bernard Voutat et de François-Pierre Gingras sur la question nationale (257–297), plusieurs textes pâlisent et s'avèrent même de lecture parfois fastidieuse. Je pense ici tout particulièrement à la chronique biographique présentée par François Noirjean (7–30), à la description que donne Martin Lavoie de l'instrument de recherche du fonds d'archives Auguste-Viatte (35–40) et à la revue minutieuse de la bibliothèque de Viatte à laquelle se livre Benoît Girard (49–63). Comptant parmi les premiers du recueil, ces textes ne constituent peut-être pas l'entrée en



matière la plus souhaitable. Cela dit, certains d'entre eux, à la limite de l'ethnographie, sauront bien trouver leur public et lui fournir une précieuse information. C'est moins sûr en ce qui concerne le texte de la fille d'Auguste Viatte, Bernadette (77-86), qui présente une espèce de jeu de politique-fiction inventé par Viatte et auquel il s'est adonné sa vie durant. Il est assez malaisé de dire lequel, du jeu ou du texte, est le plus déroutant.

Auguste Viatte a manifestement séduit certains de ses exégètes, au point où l'on sent parfois la tentation hagiographique chez ceux qui le décrivent tour à tour comme le «dernier grand généraliste de la francophonie littéraire» (88) et un «grand 'passeur de frontières'» qui s'est intéressé «avec tant de rigueur» (101) aux littératures francophones, les observant avec «une acuité et une profondeur exceptionnelles[s]». (111) A la lumière de ces appréciations, l'absence quasi complète de Viatte comme source de référence dans la seconde partie du livre (il passe en coup de vent dans deux textes) ne manque pas d'étonner.

Il convient, en revanche, de souligner l'heureuse idée des responsables d'inclure la transcription des échanges qui ont suivi les séances du colloque à la source du livre.

Frédéric Demers (Québec)

ERICA DEUBER ZIEGLER (DIR.)

PAIX

GENÈVE, MUSÉE D'ETHNOGRAPHIE DE GENÈVE, VILLE DE GENÈVE – DÉPARTEMENT DES AFFAIRES CULTURELLES, 2001, 191 P., FS 49.–

Qu'est-ce que la paix, sinon une somme d'absences: absence de guerre, cessation des hostilités, absence de troubles. Bel hommage de la vertu au vice, de ne pouvoir que si peu exister sans lui. La lexicologie nous fournirait-elle la preuve que

la guerre est la normalité et que, tout bien considéré, la paix n'est qu'une sorte de pause permettant de reprendre le combat avec des forces renouvelées? Même le pacifisme se fait appeler «non-violence» lorsqu'il se veut actif, sans même parler des paix armées et autre guerre froide.

De paix, il en a été beaucoup question à Genève en 2001, à l'occasion des multiples manifestations commémorant le centenaire de la remise à Henry Dunant du prix Nobel de la paix. Le Musée d'ethnographie y a participé par une exposition destinée à expliquer de façon didactique ce que peut être la paix et les formes très diverses qu'elle revêt. L'ouvrage d'accompagnement, sobrement intitulé *Paix*, et placé sous la direction d'Erica Deuber Ziegler, réunit une vingtaine de contributions qui permettent au lecteur d'explorer plus avant cet immense domaine. Le livre se place donc clairement dans la perspective de la *peace research* anglo-saxonne, qui voit la paix dans le sens très large d'un équilibre global à respecter avant tout grâce à une meilleure compréhension et une gestion plus efficace des multiples conflits auxquels l'homme est confronté.

Les articles de la première partie traitent de thèmes généraux et permettent de présenter quelques éléments de base de cette approche anthropologique de la paix. Johann Galtung, qui depuis des décennies mène une intense réflexion sur le sujet, pose parfaitement la problématique en montrant combien le concept même de paix peut être compris différemment selon les contextes culturels. Mettre en harmonie des approches si variées, qui vont du principe de la «guerre juste» des chrétiens à l'*ahimsa* (non-violence) bouddhiste, en utiliser les vertus pour parvenir à une véritable culture de paix qui mette l'homme au centre des préoccupations et le responsabilise, voilà selon Galtung le vrai défi du siècle actuel.

Si les visages de la paix sont multiples, ceux de la guerre ne le sont pas moins, et cet angoissant caméléon, selon l'expression de Jean-Jacques Langendorf, manifeste de ressources désespérément inépuisables – un état de fait que l'ouvrage s'efforce aussi de montrer, tant il est vrai qu'on ne peut pas séparer l'étude de la paix de l'analyse de la guerre. Même dans ses utopies, Anne-Marie Drouin-Hans nous le montre, l'homme n'ose guère rêver à un monde sans guerre, ou alors au prix de telles précautions, d'une telle uniformisation de la pensée que l'utopie pacifique finit par se transformer en enfer.

Dans une approche plus juridique, Karel Vasak aborde la relation des Nations Unies à la paix à travers le projet d'un droit de l'homme à la paix, introduit dans la Déclaration universelle des Droits de l'homme. Or, de nombreux États y voient un précédent suspect et fâcheux pour toutes sortes d'autres droits économiques, sociaux ou culturels. Ils sont en effet peu enclins, maintenant moins que jamais, à élargir de la sorte le spectre de leurs obligations.

C'est enfin face à nos propres responsabilités que nous place un éclairant article de Mark Brayne sur les rapports délicats entre le journalisme et la paix. À l'évidence, l'horreur trouve toujours un public. «If it bleeds, it leads» disent les reporters sur le terrain. Le malheur fait vendre, les médias le savent bien. Tant le public que les journalistes contribuent à ce qu'à force de ne dire que la guerre et la violence, ces dernières semblent constituer un mode presque normal de relations humaines.

Les deuxième et troisième parties de l'ouvrage quant à elles, servent en quelque sorte à illustrer par quelques «éclats de paix» les grands principes explicités auparavant. On y voit, au travers d'exemples tirés de l'histoire – la paix de

Dieu, l'Edit de Nantes, la grande paix de Montréal ou encore la confédération danubienne – ou de cultures fort différentes – d'Afrique, d'Orient, d'Amérique latine ou d'Océanie – comment les groupes humains les plus divers se sont efforcés d'éviter les conflits violents ou tout au moins d'en atténuer les effets. Deux articles posent enfin sur les liens qui unissent Genève et la paix un regard aussi objectif et dépassionné que possible, donnant au lecteur les moyens de se forger lui-même une opinion.

À l'évidence, la paix, puisqu'elle touche au plus profond de l'homme, concerne toutes les branches du savoir, et c'est le grand mérite de cet ouvrage d'avoir réuni, sous une forme aisément accessible, des réflexions et des témoignages venant des horizons les plus variés de la recherche et de la planète. Cet éclatement, tant des points de vue que des sujets, n'est pourtant pas sans risque. Il rend la lecture parfois malaisée, chacun devant y trouver sa propre cohérence. Il est également difficile de définir un lectorat potentiel. Les spécialistes y retrouveront sans doute des éléments connus, alors que les néophytes pourraient avoir de la peine, par exemple, à saisir la valeur heuristique des «images géométriques de la paix» présentées par Galtung.

La ligne graphique très recherchée sait mettre en valeur textes et illustrations. Ainsi, et peut-être à l'image de la paix elle-même, l'apparence des pages se modifie constamment au fil de la lecture par un subtil jeu entre diverses nuances de blancs, que certains trouveront ludique mais qui pourrait en agacer d'autres. Parmi la trentaine de magnifiques photographies réunies pour l'occasion, une dizaine sont en lien direct avec certains articles de l'ouvrage, illustrant ainsi divers visages de la paix. Les autres offrent une vision symbolique de la guerre, de la violence, de la souffrance. Ces images si-



gnifient bien plus qu'elles n'ornent; malgré leur lisibilité, il est dommage qu'elles soient si brièvement présentées, et qu'aucun commentaire ne viennent éclairer, par exemple, les critères qui ont présidé à leur choix. On aimerait aussi en savoir un peu plus sur certaines d'entre elles, comme ce tapis d'Afghanistan tissé de chars et d'avions de combat, déchirant témoignage de l'imprégnation de la guerre dans la culture d'un pays. Ou encore, sur ce matériel pour l'initiation militaire des garçons de l'École Privat de Genève, alors même que les questions d'éducation ne sont guère abordées dans l'ouvrage.

Au total donc, une lecture stimulante, au croisement d'approches fort diverses qui toutes nous rappellent, à leur manière, que la paix n'est qu'un équilibre fragile, qui nécessite pour perdurer le soutien actif de chacun d'entre nous.

Françoise Dubosson (Genève)

IRENE AMSTUTZ, SABINE STREBEL
SEIDENBANDE
DIE FAMILIE DE BARY UND
DIE BASLER SEIDENBAND-
PRODUKTION VON 1600 BIS 2000

HIER+JETZT, BADEN 2002, 152 S., FR. 48.–

Wie der Titel ankündigt ist das Buch «Seidenbande» mehr als eine Firmengeschichte: Die beiden Autorinnen verknüpfen die Längs- und Querfäden von Wirtschaft und Familie, von Alltag und Politik und präsentieren den facettenreichen Weg eines der namhaftesten Betriebe der Seidenbandindustrie in der Stadt Basel. Er beginnt mit der Migration der protestantischen Adelsfamilie, die im Rahmen der Glaubenskämpfe ihre Heimat Belgien verliess. Johann De Bary(-Battier) kam 1624 nach Basel, trat in ein Handelsgeschäft ein, liess sich 1633 einbürgern und übernahm nach dem Tod

seines Patrons zusammen mit dessen Witwe das Handelsgeschäft.

Die Refugiantenfamilie De Bary integrierte sich in den folgenden Jahrzehnten erfolgreich in der Stadt Basel. Im Jahre 1767 wurde Johann De Bary-Frey zum Bürgermeister, dem höchsten politischen Amt, gewählt. Wirtschaftlich etablierten sich die De Barys wie andere Refugiantenfamilien im Handelsgeschäft und begannen ihre vielfältigen Beziehungen, ihr Kapital und ihr Innovationspotential für die Seidenproduktion zu nutzen. Diese war zunächst als Verlagssystem organisiert: Um den zünftigen Beschränkungen in der Stadt auszuweichen, übergaben die Kaufleute die Herstellung der Seidenbänder den PosamentierInnen im Baselbiet. Sie selbst kontrollierten den gesamten Herstellungs- und Vermarktungsprozess, organisierten Rohstoffe, verteilten Material und Webanleitungen, holten das Seidenband bei den PosamentierInnen ab und verkauften es unter anderem an Messen. Im Zuge der Mechanisierung und Zentralisierung der Seidenbandproduktion errichteten die De Barys im Jahre 1856 die erste Basler Bandfabrik mit Turbinenanlage ausserhalb der Stadtmauern in St. Jakob.

Die beiden Autorinnen schildern eingehend den Produktionsprozess der Seidenbänder, die damalige Mode, die zunehmenden Absatzschwierigkeiten und das Ende der Seidenbandproduktion Mitte 20. Jahrhundert. Die Familie De Bary wechselte schliesslich ins Immobiliengeschäft und errichtete auf dem ehemaligen Fabrikareal in den 1960er-Jahren Hochhäuser. Die kulturgeschichtliche Darstellung konzentriert sich auf die Individuen und ihre Praktiken: unternehmerische und politische Tätigkeiten, Repräsentation und Wohltätigkeit, Hochzeitsrituale, Familienalltag, Arbeitskämpfe und Alltag der Fabrikarbeiterschaft.

So beschreiben beispielsweise die beiden Autorinnen ausführlich die Hochzeit von Johann de Bary und Dorothea Respinger im Jahre 1795: Der lange Zug der Kutschen, die Liste der Hochzeitsgeschenke und der Trinkgelder und die «Eheabrede» (Vertrag) markieren die gesellschaftliche Position der Seidenband-Fabrikantenfamilie. Der Blick ins Kochbüchlein von Dorothea De Bary-Respinger zeigt die Aufgaben einer Fabrikantengattin im 18. Jahrhundert. Das Büchlein enthält eine Rezeptsammlung, Heilmittel und Ratschläge für den Haushalt. In der Rezeptsammlung dominieren die Süßspeisen. Bei Einladungen stand damals die Gastgeberin selbst in der Küche, um eigenhändig die Nachspeise zuzubereiten.

Zu den Aufgaben der Frauen aus der Oberschicht gehörte auch die soziale Wohltätigkeit. Sie bot eine über den Familienrahmen hinausgehende Beschäftigung, insbesondere für ledige wohlhabende Frauen. Berufstätigkeit war für Frauen aus der Oberschicht bis Ende 19. Jahrhundert noch nicht vorgesehen. Maria De Bary (1837–1913) gründete für die Arbeiterfamilien der Bandfabrik eine Kindertagesstätte und eine Flickschule. Später gründete sie zusammen mit anderen Frauen aus der Oberschicht ein Arbeiterinnenwohnheim und den Verein «Freundinnen junger Mädchen». Maria De Bary blieb ledig und stellte ihr Leben in den Dienst der Familie und der sozialen Wohltätigkeit, wie ihr Testament bezeugt. Einleitend schrieb sie: «Über das mir durch Gottes Güte und den Fleiss meines Vaters & meiner Brüder unverdient zugefallene Vermögen verfüge [ich] [...] folgendermassen.» (58) Ihr Vermögen betrachtete Maria De Bary als unverdient und schrieb das Verdienst Gott zu respektive der männlichen Familie, welche die Bandfabrik betrieben hatte. Ein wichtiger Aspekt der Wohltätigkeit bürgerlicher Frauen bestand darin, den eigenen Reich-

tum in ein annehmbares Verhältnis zur umgebenden Armut zu bringen, um damit die gegebenen Ungleichheiten psychisch erträglich zu machen. Maria De Bary verteilte ihr Vermögen an ihre Familie, an 26 Patenkinder, an Dienstboten und an über 30 Organisationen.

Eine einzigartige Quelle ist das Tagebuch von Rudolf August De Bary, das Einblicke in die Sozialisation eines Fabrikantensohns vermittelt. Rudolf notierte Reiseeindrücke, seine Ideen zur Seidenbandproduktion und beschrieb die Auseinandersetzungen mit seinem Vater über die Führung der Bandfabrik. Diese Konflikte zwischen Vater und Sohn dokumentieren den Wandel vom traditionellen Familienbetrieb hin zum modernen Unternehmen, das als Aktiengesellschaft geführt wird.

Viele Bilder aus der Seidenbandproduktion und -kollektion sowie aus dem Familienalbum der De Barys ergänzen die Darstellung. Kurze Texte, die sich farblich und grafisch vom Haupttext abheben, bieten Zusammenfassungen, Zusatzinformationen oder Tabellen zu einzelnen Aspekten, beispielsweise aus der Seidenbandproduktion oder dem Alltagsleben der Fabrikanten- und Arbeiterfamilien. Als Orientierungshilfen dienen die Leads der Untertitel, die Chronologie, die Firmenstammtafel und das Glossar im Anhang. «Seidenbände» ist keine eigentliche Fachpublikation, sondern für ein breites Publikum geschrieben. Verständlich und spannend erzählen die beiden Autorinnen die Geschichte von Firma und Seidenmode, Familie und Arbeiterschaft und vermitteln Einblicke in die wirtschaftliche, politische und soziale Entwicklung der Stadt Basel. Die reiche Bebilderung und die graphische Gestaltung sind sehr ansprechend. Die Kürze der Darstellung macht das Buch handlich und beispielsweise für den Schulunterricht sehr geeignet.

Gaby Sutter (Basel)



MARTIN MEIER, STEFAN FRECH,
THOMAS GEES, BLAISE KROPP
**SCHWEIZERISCHE AUSSEN-
WIRTSCHAFTSPOLITIK 1930–1948**
**STRUKTUREN – VERHANDLUNGEN –
FUNKTIONEN**
(VERÖFFENTLICHUNGEN
DER UNABHÄNGIGEN EXPERTEN-
KOMMISSION SCHWEIZ – ZWEITER
WELTKRIEG, BD. 10)

CHRONOS, ZÜRICH 2002, 568 S., FR. 68.–

Zu Recht wird die schweizerische Aussenwirtschaftspolitik in der vorliegenden Publikation in einen grösseren zeitlichen Zusammenhang gestellt, von der Weltwirtschaftskrise um 1930 bis zum Beitritt der Schweiz zum OEEC 1948, im Wesentlichen also die Phase, in der die Aussenwirtschaft der Schweiz wie die vieler anderer Staaten vom «Bilateralismus» geprägt war. Das Buch bildet gewissermassen die thematische Klammer für etliche andere der 25-bändigen UEK-Studienreihe, in denen die Detailvorgänge abgehandelt werden. Daher dürfte es für an einem Überblick interessierte ausländische Leser besonders wichtig und informativ sein.

In sieben Kapiteln, vorrangig nicht nach Zeitabschnitten, sondern nach thematischen Schwerpunkten gegliedert, geht es den Autoren – wie immer wieder betont – um Aussenwirtschafts-Politik, also um die zentrale Lenkung vor allem des Aussenhandels, dessen Gewicht in der schweizerischen Volkswirtschaft auch Regulierungseingriffe in die Binnenwirtschaft erforderte, wobei Einschnitte in die sozialen Verhältnisse und Einschränkungen der staatsbürgerlichen Freiheiten nicht immer als Sachzwänge erklärbar sind. Bewusst überliessen die Autoren dieses Bandes, von einzelnen Beispielen abgesehen, die Untersuchung und Darstellung von Vorgängen auf Unternehmens-ebene anderen Forschern.

Die schweizerische Aussenwirtschaftspolitik sollte im Wesentlichen drei Funktionen erfüllen: «Sie sollte erstens das Land mit Rohstoffen und Lebensmitteln versorgen (Versorgungsfunktion), zweitens der Bevölkerung weiterhin im zivilen Bereich ein Auskommen ermöglichen (Wohlfahrtsfunktion) und drittens die Gefahr einer politischen oder militärischen Einflussnahme von aussen reduzieren (Sicherheitsfunktion).» (25) Dass diese drei Funktionen in einem Spannungsverhältnis zueinander standen, liegt auf der Hand. Resümierend setzen sich die Autoren damit in Kapitel 7 auseinander.

Die ganzen 1930er-Jahre in die Untersuchung einzubeziehen ist aus einem weiteren Grund sinnvoll: Die schweizerische Ausfuhr, zuvor stark auf Textilien und Nahrungsmittel konzentriert, erfuhr in den 1930er-Jahren eine zunehmende Umstrukturierung hin zu Metallen, Maschinen und Chemieprodukten (Kapitel 2). Das weckte zwangsläufig Bezugswünsche der aufrüstenden und dann kriegführenden Nachbarstaaten, stellte zugleich die staatlichen und wirtschaftlichen Führungsorgane der Schweiz vor die Entscheidung, wie sehr sie sich indirekt oder sogar direkt in die bewaffneten Auseinandersetzungen der Grossmächte hineinziehen lassen, sogar eigene Aktivität mit ihrem kriegswichtigen Potenzial entfalten wollten. Eine mit dem Ersten Weltkrieg kaum vergleichbare Position.

In diesem Zusammenhang ist die bei aller Knappheit doch differenzierte Beurteilung der schweizerischen Stromlieferungen nach Deutschland hervorzuheben (ausführlich hierzu UEK, Bd. 5, *Electricité suisse et Troisième Reich*). Mengen- und wertmässig fielen sie weder gemessen an der schweizerischen Gesamterzeugung von elektrischem Strom noch gemessen am deutschen Gesamtbedarf sowie an der deutschen Eigenproduktion sehr ins Gewicht, die

Exportmengen erfuhren während der Kriegsjahre auch keine deutliche Steigerung. Für die süddeutschen Unternehmen der Elektrochemie waren sie dennoch bedeutsam. Ähnliches trifft auf den Eisenbahntransit zu (siehe hierzu auch UEK Bd. 4, *Transit ferroviaire à travers la Suisse 1939–1945*). Während ihm sogar für die Jahre 1941 und 1942 nur ein Anteil von weniger als einem Prozent am Sozialprodukt der Schweiz zugeschrieben wird (53 f.), war er doch von kaum bezifferbarer Bedeutung für die Kriegswirtschaft und Kriegführung der Achsenmächte, weshalb seine Aufrechterhaltung sogar noch in den letzten Kriegsmonaten deutscherseits mit Nachdruck verfochten wurde, wie aus den Protokollen des Handelspolitischen Ausschusses der Reichsregierung hervorgeht.

Ausführlich und detailliert werden besonders im Kapitel 5 die Handels- und Finanzverhandlungen der Schweiz mit Deutschland und die mehr oder weniger parallel dazu geführten Verhandlungen mit den westlichen Alliierten dargelegt. Was den reinen Warenverkehr anbetrifft, so konnten Grossbritannien und erst recht die USA die durch die deutsche Gegenblockade bedingten Rückgänge der Lieferungen aus der Schweiz verschmerzen. Deren wirkliches kriegswirtschaftliches Interesse an schweizerischen Produkten beschränkte sich auf ganz bestimmte Spezialerzeugnisse, vor allem der Uhrenindustrie (zum Beispiel für Zeitzylinder), deren benötigte relativ kleine Mengen nach England geschmuggelt wurden. Dies wird von den Autoren vielleicht etwas überbewertet (339 f.; Druckfehler im Inhaltsverzeichnis!). Auch bezüglich dieser Waren galt in London wohl mehr das Bestreben, sie der deutschen Kriegswirtschaft vorzuenthalten; ein zweifellos weitaus schwierigeres Unterfangen als die in den ersten Kriegsjahren betriebene *pre-*

150 ■ *emptive policy* auf dem Balkan.

In Kapitel 5 werden auch die in der Schweiz geführten Auseinandersetzungen um das Für und Wider der Beteiligung an der von Berlin in Angriff genommenen, nicht nur für die Kriegszeit gedachten «europäischen Grossraumwirtschaft» sowie am «europäischen Zentralclearing» erörtert. Entsprechend der durch die Wandlung der Kriegslage nach 1941 stimulierten Zweifel am «Endsieg» Hitlerdeutschlands wuchs auch das Interesse an den alliierten Nachkriegsplanungen. Hier vermisse ich eine eigene entschiedene Stellungnahme der Autoren: Hätten die politischen und wirtschaftlichen Führungsorgane nicht aktiver versuchen sollen, die deutsche Umzingelung unterlaufend, bei den Alliierten Subjekt statt Objekt zu werden und dadurch die «aussenpolitische Isolation der Schweiz», die im Herbst 1944 «einen neuen Höhepunkt» erreichte (153) und in den ersten Nachkriegsjahren nachwirkte, gar nicht erst zustande kommen zu lassen oder wenigstens zu mildern?

Mag man für die vorherige Zurückhaltung noch Verständnis aufbringen, so doch schwerlich dafür, dass die Schweiz faktisch bis ins Frühjahr 1945 hinein an den offiziellen Handelsbeziehungen zu Deutschland festhielt. Die Befürchtung, Deutschland könne die Kohlenlieferungen einstellen, eine Drohung, die in den Vorjahren als Druckmittel bei Verhandlungen ihre Wirkung nicht verfehlt hatte, war inzwischen wegen des immer mehr durch die Kriegslage bedingten Rückgangs der Kohleförderung und infolge der Zerrüttung des Verkehrsnetzes in Deutschland meines Erachtens irrelevant. Und für die schweizerischen Lieferungen und Dienstleistungen war kaum noch mit Bezahlung zu rechnen. Die Hoffnung, die deutsche Wirtschaft auch nach Kriegsende als guten Kunden zu behalten, würde mir zur Begründung nicht ausreichen. In der Schweiz als Eldorado der Geheimdienste



diverser Staaten wusste man doch über den Zustand der deutschen Wirtschaft 1945 und vermutlich auch über die alliierten Pläne für die Besatzungspolitik gut Bescheid. In dieser Situation scheint mir das von den Autoren wohl akzeptierte Argument, Bern habe seine Handlungsfreiheit bei der künftigen Gestaltung der Aussenwirtschaftsbeziehungen bewahren wollen (398), nicht ausreichend zu sein. Dieses Leitmotiv galt schon in den Vorjahren beim Lavieren der schweizerischen Aussen- und Wirtschaftspolitiker. Jetzt handelte es sich wohl mehr um eine Trotzreaktion auf alliierte Forderungen im Anschluss an die Währungskonferenz von Bretton Woods, die «als Angriff auf den Schweizer Finanzplatz betrachtet wurden» (398). Schliesslich galt der frei konvertible Franken nach wie vor als «kostbarer Trumpf» der Schweiz (391). Während den Autoren im Sommer 1944 «kein klares Konzept erkennbar» ist (372), sprechen sie für die Folgezeit sogar von «virulentem Antiamerikanismus» (398).

Die durch alliierte Vorwürfe gestellte Frage «Hat die Schweiz den Krieg verlängert?» erklären die Autoren für «wissenschaftlich nicht überprüfbar» (390). «Grundsätzlich lässt sich festhalten, dass der quantitative Beitrag der schweizerischen Wirtschaft im internationalen Vergleich sehr gering ausfiel, gewisse hochspezialisierte Produkte wie Werkzeugmaschinen oder Zünderbestandteile hingegen einen qualitativ wichtigen Beitrag leisteten.» (392)

Die im Einleitungskapitel aufgeworfenen Fragen sind im Grossen und Ganzen beantwortet worden: sachlich und ohne Emotionen. Für die entschiedene Äusserung eigener, prononciert kritischer Meinungen einzelner Autoren sind Mammutunternehmen mit Autorenteam und Herausgebergremien erfahrungsgemäss nicht förderlich. Die Anhänge mit Quellen- und Literaturverzeichnis, Registern, Statisti-

ken, Zeittafel und ausgewählten Dokumenten sowie in den Text eingefügte Tabellen und Grafiken nehmen weit mehr als 150 Buchseiten ein. Auch deshalb sei Band 10 einem möglichst breiten Leserkreis empfohlen.

Berthold Puchert (Potsdam)

**LUKAS STRAUMANN,
DANIEL WILDMANN
SCHWEIZER CHEMIEUNTERNEHMEN
IM «DRITTEN REICH»
(VERÖFFENTLICHUNGEN
DER UNABHÄNGIGEN EXPERTEN-
KOMMISSION SCHWEIZ – ZWEITER
WELTKRIEG, BD. 7)**

CHRONOS, ZÜRICH 2001, 358 S., FR. 58.–

Die Chemie zählt, neben den Banken, zu den erfolgreichsten Sektoren der schweizerischen Wirtschaft des 20. Jahrhunderts. In der Zwischenkriegszeit, während des Zweiten Weltkriegs und in der unmittelbaren Nachkriegszeit gelang ihr der Durchbruch auf den internationalen Märkten. Der reale Wert der Chemieexporte hat sich zwischen 1931 und 1949, ohne wesentliche Einbrüche zur Zeit des Kriegs, beinahe verdreifacht. Massgebend beteiligt an diesem Erfolg waren insbesondere die pharmazeutischen Erzeugnisse. 1936 befand sich die Schweiz, bezogen auf die Ausfuhr, weltweit an vierter Stelle; 1950 lag sie, nur knapp hinter Grossbritannien, auf dem dritten Platz. Gleichzeitig verlor Deutschland seine führende Position und fiel weit zurück, während die USA den ersten Platz eroberten. In dieser für die Schweizer Chemie insgesamt vorteilhaften Entwicklung bildete der Zweite Weltkrieg gewiss keine Phase enormen Wachstums und gewaltiger Gewinne; aber die Tatsache, dass die Branche insgesamt ihre umfangreiche Produktion und den Aussenhandel aufrecht erhalten konnte, trug

wesentlich zu ihrem Aufstieg bei. Zudem sind Chemie- und Pharmazieprodukte in solchen Zeiten kriegswirtschaftlich wichtige Waren. All dies machte den Industriezweig während des Zweiten Weltkriegs zu einem zentralen und sensiblen Bereich.

Der vorliegende Band behandelt im Wesentlichen die Präsenz von Geigy, Ciba, Sandoz und Hoffmann-La Roche im «Dritten Reich» und in Polen. Ich habe, nebenbei gesagt, nicht verstanden, warum die Niederlassungen in Polen behandelt werden, jene in der Tschechoslowakei jedoch fehlen. Roche führte seit 1929 eine Tochtergesellschaft in Prag, die auch nach der Besetzung florierte. Bei Geigy und Roche werden nicht nur die Aussehenbeziehungen, sondern auch die Geschichte des Hauptsitzes in der Schweiz vermehrt mit einbezogen. Für Geigy drängte sich diese Gewichtung geradezu auf, stand doch in der Person von Carl Koechlin (1889–1969) eine nicht nur im Unternehmen, sondern auch in der schweizerischen Öffentlichkeit wichtige Persönlichkeit im Zentrum des Geschehens. Koechlin war unter anderem seit 1939 Delegierter des Verwaltungsrats, Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für chemische Industrie, Vizepräsident des Vororts und Chef der Sektion Chemie und Pharmazie des Kriegs-Industrie- und Arbeitsamts. Er pflegte zahlreiche Kontakte mit der politischen Elite und war die treibende Kraft in jener Gruppe um Eugen Bircher, welche 1941 die schweizerische Ärztemission an die Ostfront, auf Seite der deutschen Armee, organisierte.

Das Beispiel Koechlin zeigt, dass die Chemie im Zweiten Weltkrieg beileibe keine auf Wirtschaft und Handel beschränkte Domäne war. Sie hatte einen hohen kriegswirtschaftlichen Stellenwert und war in vielfältiger Weise in Aussen- und Innenpolitik involviert. Letzteres zeigt nicht nur die Aktivität von Koechlin.

Bezeichnend ist, auch wenn es sich um Details handelt, dass Roche beispielsweise 1938 den politischen Propagandafilm «Die Rote Pest» von alt Bundesrat Musy und der Verband Basler Chemischer Industrieller die antikommunistische Liga des rechtsradikalen Genfers Théodore Aubert mitfinanzierten. Insgesamt gesehen stellt die Chemie, ähnlich wie der Finanzplatz, einen äusserst sensiblen Bereich der schweizerischen Gesellschaft dieser Zeit dar. Dem innenpolitischen Aspekt wird allerdings in der Studie, entsprechend der vorgegebenen Zielsetzung, nur am Rande Rechnung getragen.

Es sei vorweg unterstrichen, dass die Untersuchung, ähnlich dem Schlussbericht der UEK, keine abgerundete Synthese darstellt. Es handelt sich vielmehr um einen ausführlichen Forschungsbericht, der die wichtigsten Unternehmen der Schweizer Chemie in ihren Beziehungen zum «Dritten Reich» darstellt. Ein 40-seitiger Anhang gibt zudem einen interessanten Einblick in ausgewählte Dokumente. Im ersten, einleitenden Kapitel erklären die Autoren die zentralen, ihre Untersuchung leitenden Fragestellungen: Über welche Informationen in Bezug auf das «Dritte Reich» verfügten die Unternehmen, wer kontrollierte die Niederlassungen im nationalsozialistischen Deutschland, und über welchen Handlungsspielraum verfügten die verantwortlichen Leiter? Dahinter steht, nur leicht angedeutet, auch die Frage, inwiefern unternehmerische Strategien der Schweizer Chemie und Interessen der nationalsozialistischen Führung kompatibel waren.

Das zweite Kapitel gibt einen Überblick der Entwicklung der 1930er- und 40er-Jahre; einzelne Aspekte der Firmengeschichten werden bis in den Ersten Weltkrieg zurückverfolgt. Tabellen geben Auskunft über Exporte, Umsätze und



Gewinne. Obwohl die Autoren auf das Problem der realen Preisentwicklung hinweisen und auch eine Tabelle der Preisindexe einfügen, werden bei den zahlreichen wertmässigen Angaben in der Regel keine Umrechnungen der Nominalwerte durchgeführt. Ich kenne die Bedenken bezüglich solcher Indexkorrekturen, finde aber dennoch, dass dem Leser, insbesondere bei Umsatz- und Gewinnentwicklung, nicht einfach nominale Werte vorgelegt werden sollen. Gerade in Zeiten rascher Inflations- und Deflationsbewegungen verleiten Tabellen mit Nominalangaben zu falschen Schlussfolgerungen.

Kapitel 3 untersucht die Beziehungen von Geigy mit dem «Dritten Reich», Kapitel 4 die der Ciba unterstehende Aktiengesellschaft für chemische Industrie in Polen, Kapitel 5 (eigentlich nur ein knapper Abschnitt) behandelt die Sandoz AG in Nürnberg und Kapitel 6 wendet sich schliesslich der Hoffmann-La Roche (Roche-Konzern genannt) zu. Diese firmenbezogenen Kapitel zeichnen sich durch eine ausführliche und eindrücklich formulierte Darstellung der die Entwicklung bestimmenden Ereignisse aus. Wie erhalten gute Einsicht in die Aktionen und Beziehungen der einzelnen Akteure und deren Strategien. Zwei Register, je für die Personen und die Unternehmen, machen aus dem Buch ein vorzügliches Forschungsinstrument. Dank dem präzisen Anmerkungsapparat findet man leicht die einschlägigen Angaben über Personen und Quellen, auch wenn Letztere nun leider zum Teil für die freie Forschung nicht mehr vollumfänglich zugänglich sind.

Ich verzichte darauf, entsprechend dem Aufbau des Buchs den einzelnen Firmen nachzugehen. Ich möchte vielmehr etwas näher auf zwei ausgewählte, nicht unwichtige Themenbereiche eingehen. Da wäre einmal die zentrale Frage betreffend der personellen und geschäft-

lichen Beziehungen zu Nazideutschland. Wichtig scheint mir vorerst die Tatsache, dass die Schweizer Chemie schon vor der Machtübernahme 1933 mit Deutschland, dessen chemische Industrie international eine vorrangige Stellung einnahm, eng verflochten war. Als Absatzmarkt und für die Rohstoffversorgung war Deutschland von höchster Bedeutung. Zudem waren schon sehr früh Aussenstellen, wie das Werk Grenzach von Geigy, auf deutschem Boden errichtet worden. Aus dieser Sicht gesehen war es nicht verwunderlich, dass die Beziehungen auch nach 1933 eng blieben, ob die deutschen Partner nun Nazis waren oder nicht. Dennoch fällt die grosse Bereitschaft auf, rasch wichtige Persönlichkeiten des neuen Regimes um geschäftlicher Vorteile willen anzusprechen. Dabei scheute man auch nicht davor zurück, einschlägig bekannte Nazis in dieses Verbindungsnetz einzubinden. Dieser Mangel an Berührungängsten mag auch darauf zurückzuführen sein, dass Carl Koechlin das neue Deutschland 1933 mit äusserst positiven Worten würdigte. Überhaupt ist erstaunlich, wie vielfältig die persönlichen Begegnungen waren. Am 3. September 1940 fanden sich beispielsweise Direktoren der Ciba in Berlin zur Lagebesprechung ein. Interessant dabei ist (aber im vorliegenden Buch unerwähnt), dass einen Tag zuvor, am 2. September, alt Bundesrat Musy in Berlin eingetroffen war, um Himmler, Schacht und Weizsäcker zu besuchen. Dank den ausführlichen Beschreibungen der Aktivitäten der Chemie-Repräsentanten gewinnt unser Bild über die vielfältigen schweizerischen Beziehungen mit dem «Dritten Reich» an Schärfe.

Ähnlich akribisch wie die Verbindungen zu Deutschland werden auch die Verhaltensweisen in Bezug auf die Judenverfolgung dargestellt. Gut zum Ausdruck kommt, dass – von wenigen, aber ungeschö-

nen Ausnahmen abgesehen – aus der Enteignung jüdischer Betriebe kein übermässiger Vorteil gezogen wurde. Bedeutend grössere Bereitschaft zum Mitvollzug nationalsozialistischer Politik zeigte sich hingegen bei der Entfernung jüdischer Mitarbeiter. Dies gehörte wohl zur Strategie, möglichst rasch einen «Berechtigungs-nachweis» für Lieferungen an Partei und Staat zu erhalten oder als «W-Betrieb» (wehrwirtschaftlicher B.) eingestuft zu werden, was man mit einer raschen «Arisierung» am besten zu erreichen hoffte. Auch dem Einsatz von Zwangsarbeitern, einem anderen heiklen Bereich der Anpassung, wurde kaum Widerstand entgegengesetzt. Die Anlage des Buchs, das monografisch die einzelnen Unternehmen darstellt, erschwert allerdings die rasche Erfassung solch übergreifender Themen. Da diese Fragen nicht zusammenfassend analysiert werden, muss der Leser die entsprechenden Informationen selbst zusammensuchen. Auch das knappe, aber dezidierte «Fazit» (Kapitel 7) vermag diese Schwierigkeit nicht zu beheben.

Dennoch habe ich die Untersuchung über die Schweizer Chemie und das «Dritte Reich» mit grossem Gewinn gelesen. Wie dies generell für die Arbeiten der UEK gilt, sollte nicht in erster Linie nach abschliessenden Synthesen gefragt, sondern die Reichhaltigkeit der Informationen begrüsst werden. Der vorliegende Band enthält dermassen viele, zum Teil bedrückende Fakten, dass es dem Leser nicht selten die Sprache verschlägt.

Hans Ulrich Jost (Lausanne)

DAVID GYGAX
**LA SWISS-SOUTH AFRICAN
ASSOCIATION (1956–2000)**
UN ORGANE DU CAPITAL
HELVETIQUE EN AFRIQUE DU SUD
COLLECTION AUX SOURCES
DU TEMPS PRESENT (NO. 8)

FRIBOURG, UNIVERSITE DE FRIBOURG, 2001,
328 P., FS 42.–

New York, 18 Juin 2002. L'avocat américain Ed Fagan dépose une plainte collective contre l'UBS et le Crédit Suisse Group. Grâce aux financements accordés au gouvernement sud-africain, les deux plus grands instituts bancaires suisses auraient prétendument contribué, en contournant les sanctions décrétées par l'ONU en 1985, à la survie du régime de l'Apartheid. Les problèmes liés aux relations économiques entre la Suisse et l'Afrique du Sud pendant la période de l'Apartheid ne sont jamais passés inaperçus. Depuis 1963, plusieurs interventions parlementaires à ce sujet ont été adressées au Conseil Fédéral et, en 2000, les Archives Fédérales en ont publié un recueil. Cependant, cette problématique avait à ce jour fait l'objet de très peu de travaux historiques.

Au carrefour entre enquête journalistique et recherche historique, l'étude de David Gygax vient donc combler une lacune dans l'historiographie suisse. Ce vide est pourtant seulement partiellement rempli. En effet le travail de Gygax n'a pas comme prétention l'analyse de l'ensemble des rapports politico-économiques entre la Suisse et l'Afrique du Sud. Il s'agit plutôt, comme le définit l'auteur même, d'«un essai de biographie [...] qui tente d'appréhender la Swiss-South African Association comme une organisation qui veut faire de l'Afrique du Sud un champ d'investissement pour le capital suisse». Adoptant une construction à la fois chronologique et thématique, Gygax



creuse parmi les sources et dessine les multiples facettes de la Swiss-South African Association (SSAA). Le lecteur voit ainsi peu à peu se mettre en place un véritable réseau de relations interpersonnelles entre les membres de la SSAA et des personnages de pointe du monde économique et politique sud-africain.

Le premier chapitre à vocation introductive décrit les débuts de l'intérêt économique des banques et des entreprises suisses pour l'Afrique du Sud. Au début des années 1950, c'est surtout par le biais des prêts de capitaux aux entreprises sud-africaines que s'opère la percée dans le marché sud-africain. L'UBS jouera un rôle clé dans ce processus, notamment par la création d'un fonds d'investissement en actions sud-africaines et par les contacts développés avec des personnalités sud-africaines. Parallèlement se répand dans un milieu d'entrepreneurs, plus ou moins proches du conseil d'administration de UBS, la conscience de l'utilité d'une société regroupant toute personne ayant des intérêts économiques en Afrique du Sud. C'est ainsi qu'en novembre 1956 naît la SSAA, une chambre de commerce qui a pour but, de «réunir tous les groupes, entreprises et personnes privées qui s'intéressent au développement des relations économiques et financières [entre Suisse et Afrique du Sud]». Dès sa naissance, la SSAA peut compter sur l'appui des autorités politiques aussi bien en Suisse qu'en Afrique du Sud. La considération dont peut jouir la nouvelle chambre de commerce s'explique aussi par le fait qu'elle regroupe la quasi totalité des grandes banques et entreprises de Suisse.

Dans les deuxième et troisième chapitres, nous sommes conduits, pas à pas, dans les rouages de la SSAA. Parfois trop anecdotiques, ces chapitres ont pourtant le mérite de montrer de façon très concrète les modalités d'action utilisées par la SSAA et ses membres. Pour réaliser le

«développement des relations économiques» figurant dans ses statuts, la SSAA vise à la création de relations interpersonnelles entre ses adhérents et des personnages influents du monde politique et économique sud-africain. Par exemple, elle profite constamment des visites des personnalités sud-africaines sur le sol helvétique. Chaque séjour est en effet l'occasion d'engager ces personnages illustres à donner des conférences privées aux membres de la SSAA. Parmi les invités, on retrouve des personnages issus du monde économique tout comme des représentants du gouvernement de Pretoria. A deux reprises, en 1984 et en 1988 les membres de la SSAA auront la possibilité de dialoguer avec P. W. Botha, premier ministre de l'Afrique du Sud. Ce fait montre clairement la réputation dont jouissait la SSAA auprès des autorités sud-africaines. Un autre facteur utile à la création de ce réseau réside dans l'aide que certains diplomates suisses à Johannesburg mettent à disposition de la SSAA. Cette dépendance de la diplomatie helvétique, au début nécessaire, s'affaiblira avec le temps, jusqu'à disparaître au moment où les membres de la SSAA auront consolidé leurs propres liens. La SSAA pourra même jouer, grâce à ces liens, le rôle de «diplomatie suisse parallèle» avec Pretoria au cours des années 1980.

Mais ce réseau de relations n'est à lui seul pas suffisant au bon fonctionnement de la SSAA. «L'information de l'opinion publique suisse sur l'Afrique du Sud» est aussi parmi les objectifs fixés par les statuts de la SSAA. Dans la pratique, il s'agit de donner une image positive du gouvernement de Pretoria. En effet, si pendant les années 1950 et 1960 le gouvernement de Pretoria n'est pas encore l'objet des critiques féroces qu'il connaîtra au cours des deux décennies suivantes, l'opinion publique en Suisse, et

dans le reste du monde, n'est pas des plus favorables. La SSAA essaie d'atteindre cet objectif surtout grâce à la publication d'un bulletin et à la collaboration avec des journalistes helvétiques. Les résultats concrets de l'entreprise restent difficiles à évaluer mais montrent néanmoins que la SSAA a une forte connotation politique.

Le quatrième chapitre est consacré à l'analyse de ce bulletin. Gygax parvient à y dégager les points principaux de ce qu'on pourrait appeler l'idéologie de la SSAA face au régime de l'Apartheid. Tout au long de sa parution, le bulletin essaiera de donner une image positive du régime de Pretoria. Cette image repose sur deux idées fortes. Premièrement, l'Afrique du Sud est considérée comme étant un pays stratégiquement important dans le cadre de la Guerre froide puisque proche des pays occidentaux. Dans cette optique, l'Apartheid est vu comme un facteur de stabilité interne dans une contrée susceptible, sinon, de rejoindre le bloc communiste. Deuxièmement, la présence d'entreprises étrangères sur le sol sud-africain contribue au développement économique du pays. Les entreprises suisses sont, en définitive, à la fois un facteur de stabilité politique et de développement économique et social.

Avec les deux derniers chapitres on rentre dans une phase plus critique pour la SSAA. Les années 1970 et 1980 vont constituer un tournant dans la politique que la SSAA avait menée envers l'Afrique du Sud. Les critiques contre le régime de Pretoria deviennent alors toujours plus fortes et, par conséquent, les accusations contre les entreprises suisses plus intenses. La SSAA se voit contrainte à jouer un rôle public qu'elle ne souhaiterait pas avoir. Elle deviendra ainsi, en quelque sorte, le porte-parole des différentes entreprises suisses commerçant avec l'Afrique du Sud. Au cours des

années 1980, quand la rupture politique apparaît de plus en plus inévitable, la SSAA s'efforce de montrer que la présence des entreprises suisses influence le processus de démocratisation en cours en Afrique du Sud. Une fois ce processus accompli, on constate que le gouvernement et les entreprises suisses gardent un rôle important dans la vie économique du pays. Le nouveau gouvernement et l'ANC (le parti de Nelson Mandela) affirment à plusieurs reprises les bonnes relations existant entre la Suisse et l'Afrique du Sud.

Aujourd'hui, tout en continuant d'exister, la SSAA semble avoir perdu une partie de l'intérêt et du pouvoir qu'elle avait auparavant. En 1996 a été créée une Chambre de Commerce Suisse-Afrique du Sud regroupant des entreprises suisses et sud-africaines, qui fusionnera peut être avec la SSAA. L'histoire récente de la SSAA et de l'Afrique du Sud nous montre bien un fait majeur, que pourtant Gygax semble négliger lors de la conclusion générale de son ouvrage: au fil du temps les acteurs du monde politique et économique sud-africain ont changé, mais le rôle des grandes entreprises suisses est resté constant.

Matteo Caesar (Genève)

**NIKLAUS STETTLER
NATUR ERFORSCHEN
PERSPEKTIVEN EINER KULTURGE-
SCHICHTE DER BIEWISSENSCHAFT
AN SCHWEIZER UNIVERSITÄTEN
1945-1975**

CHRONOS, ZÜRICH 2002, 330 S., FR. 48.-

In seiner Dissertation untersucht der Basler Historiker Niklaus Stettler den Aufstieg der modernen Molekularbiologie in der Schweiz zwischen 1945 und 1975 auf Kosten der historischen Vielfaltsfor-



schung. Inspiriert durch die Erfolge in der Quantenmechanik machten sich in den 1940er-Jahren einige Chemiker und Physiker daran, das Leben – insbesondere die Vererbung – als Abfolge physikalisch-chemischer Prozesse zu studieren. Die Idee, Leben auf einfache Naturgesetze zu reduzieren, war revolutionär und den damaligen Botanikern und Zoologen, die auf das Beobachten, Sammeln und Beschreiben der Natur ausgerichtet waren, absolut fremd. Die Kunde von der Funktionsbiologie erreichte die Schweiz aus dem angelsächsischen Sprachraum der Nachkriegszeit. Die neue Biologie sollte sich nicht mehr der Beschreibung der natürlichen Artenvielfalt hingeben, sondern sich – als exakte Naturwissenschaft – im Umfeld von Mathematik, Physik und Chemie einrichten. Doch dieser Gedanke entsprach nicht der damals gängigen Schweizer Forschermentalität. Stettler beleuchtet in seinem Buch die Hintergründe des Machtkampfs zwischen den beiden Wissenschaftsrichtungen und fragt, warum sich die traditionelle oder historische Biologie in der Schweiz so lange gegen den Einzug der modernen Funktionsbiologie sperren konnte. Die traditionell nach Deutschland ausgerichtete Schweizer Biowissenschaft stand nach Kriegsende weit gehend isoliert da und blieb dem Bild einer im Sinn der geistigen Landesverteidigung vorgestellten nationalen Wissenschaft verhaftet. Die Vielfalt einheimischer Flora und Fauna war ein Symbol schweizerischer Eigenheit und stand im Zeichen der nationalen Traditionspflege von Natur- und Heimatschutz. Stettler zeigt nun, wie die wenigen modernen Biowissenschaftler das festgefügte System der traditionellen Biologen spalteten. Als Hebel wirkten der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaft, die schweizerische Wissenschaftspolitik und die an öffentlicher Forschung zunehmend interessierte

Industrie. Der Schweizerische Nationalfonds (SNF) wurde 1952 im Jahrzehnt der grossen Entdeckungen in der Molekularbiologie gegründet und trug zum Prozess der Neuorientierung der Biowissenschaften stark bei. Durch ihn erhielten Grundlagenforscher erstmals staatliche Unterstützung. Ende der 1950er-Jahre wurden die Biowissenschaften an den Universitäten stark ausgebaut. Weltweit galt das Interesse dem Mechanismus der Vererbung, doch unterstützt wurden auch neue Forschungsrichtungen. Nach dem Sputnikschock von 1957 geriet die Forschung zum Werkzeug der Politik: Auch in der Schweiz begann man vermehrt ein Auge auf die Forschungstätigkeiten zu werfen und die Bundesgelder gezielter einzusetzen. Damit entstand neu eine nationale Konkurrenz um Forschungsbeiträge. Um international mithalten zu können, musste sich die Schweiz auf einzelne Schwerpunkte konzentrieren. Die Professoren bangten dabei um ihre wissenschaftlichen Freiheiten und der Nachwuchs – Jahre zuvor hatte man ihn zur Auswanderung ermuntert – befand sich im Ausland. Die 1964 vom Bund eingesetzte Expertenkommission für Fragen der Hochschulförderung (Kommission Labhardt) kam zum Schluss, dass – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die Ausrüstung der Schweizer Labors weit unter dem internationalen Standard lag. In der Folge stockte der Bund die Beiträge an den SNF massiv auf und dies kam nun ganzen Forschungszentren zugute. Die Schweiz, so hoffte man, würde damit den Anschluss an die internationale Forschung erhalten. Doch einzig die Funktionsbiologen profitierten von diesem Investitionsschub; die Vertreter der historischen Biologie hatten sich weiterhin mit bescheidenen Beiträgen zu begnügen. Gegen Ende der 1950er-Jahre begannen die Studentenzahlen für Biowissenschaften zu steigen, bald fehlte es an Laborplätzen und Betreuung. Es kam

zum Ausbau der grösseren Schweizer Universitäten. Mit dem 1958 gegründeten biophysikalischen Institut in Genf stand die Molekularbiologie erstmals auf eigenen Beinen. Ähnliche Zentren folgten in den frühen 1960er-Jahren in Zürich und Bern, später kam das Biozentrum in Basel hinzu. Bald sprengten diese Zentren den Etat der Hochschulkantone, der SNF, die Industrie und ausländische Geldgeber mussten einspringen. Neu berufene Professoren kamen meist aus dem Ausland und belegten zusätzlich geschaffene Stellen: Funktionsbiologen kamen vermehrt zurück von einem Aufenthalt im angelsächsischen Raum, die historischen Biologen hingegen aus dem deutschsprachigen Europa. Anhand des Genetikern Ernst Hadorn und des Molekularbiologen Eduard Kellenberger zeigt Stettler verschiedene Strategien, die zum Durchbruch der modernen Biologie beigetragen haben. Die Modernisierung der Biologie ist eng gekoppelt an das wachsende Interesse der Industrie an öffentlicher Forschung. Erstmals unterstützte die Industrie in grösserem Stil neue Forschungsinstitute und nahm dabei Einfluss auf die Forschungsrichtung. So war bei der Gründung des Biozentrums die Basler Chemie massgeblich beteiligt. Nach Genf, Zürich und Bern verlangte auch Basel nach einem neuen Institut. Doch die Idee einer vorwiegend mit biologischer Forschung beauftragten Wissensschmiede stiess auf etliche Schwierigkeiten. Erst auf Druck der chemischen Industrie erhielt Basel 1971 schliesslich das vor allem vom Molekularbiologen Eduard Kellenberger entworfene Biozentrum. Dies nicht zuletzt, weil Kellenbergers moderne funktionelle Biologie derjenigen industrieller Forschung ziemlich nahe kam. Zudem unterstützte die chemische Industrie – entgegen der Basler Regierung – die Berufung ausländischer Forscher ans Biozentrum und wollte damit den internatio-

nen Austausch garantieren. Offenbar bestand das Interesse der chemischen Industrie aber weniger darin, künftige Industrieforscher auszubilden, sondern den Forschungsstandort Basel international attraktiv zu machen. Anders als heute erreichte sie dies mit einem relativ geringen finanziellen Aufwand. Diesem Aufschwung der Molekularbiologie stellt Stettler die verhinderte Modernisierung der historischen Biologie entgegen, welche vor dem Hintergrund eines erstarkten Interesses am Umweltschutz in Ansätzen auch in der Schweiz vorhanden war. Nachdem der internationale Umweltschutz die Vielfaltsdebatte in der Schweiz Anfangs der 1970er-Jahre wieder aufleben liess, schienen sich Ansätze einer modernisierten Vielfaltsforschung anzukündigen. Der SNF förderte neue Umweltprojekte und der Bund lockte im europäischen Umweltschutzjahr 1970 mit einer «Umweltmillion». Doch es fehlte an Naturwissenschaftlern mit profunden Kenntnissen in Ökologie. Gefördert wurden schliesslich klassische Kartierungsprojekte, die neu unter dem Umweltlabel eingereicht wurden. Damit wurde in der Schweiz die letzte Chance vergeben, von der historischen Biologie her das Terrain für eine moderne Umweltforschung zu ebnen. Wohl wurde in der Schweiz eine technische Umweltforschung von Forstingenieuren und Abwasserspezialisten vorangetrieben, doch dabei konzentrierte man sich vor allem auf Emissionsbekämpfung und Ressourcenbewirtschaftung. Erneut stand das Thema Vielfalt ausserhalb der Umweltdebatte. Die historischen Biologen blieben dieser Debatte fern, denn ihre Natur wurde von den Umweltforschern durch die Begriffe Wasser, Boden und Luft ersetzt; moderne Umweltforschung orientierte sich an der Funktionsbiologie. Offenbar fehlte ein gesellschaftlicher Anreiz, die Forschung an der Vielfalt in der Schweiz im Stil der



modernen internationalen Biodiversitätsforschung weiterzuführen. Hinzu kommt, dass die verbliebenen historischen Biologen in der Schweiz weder über eine kritische Masse noch über ein einheitliches Interesse verfügten, die Gesellschaft dahingehend zu sensibilisieren. Die historische Biologie hatte nie den Anspruch einer «biologischen Grundlage von morgen». Damit blieb sie wenig interessant für Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Zudem fehlte den Vielfaltsforschern der Wille zur internationalen Konkurrenz, wie der SNF einst bemängelte. So blieben die

historischen Biologen mit ihrer Mission – den Menschen integriert und in seiner Abhängigkeit von der Natur darzustellen – auf dem Weg der Modernisierung stecken. Stettler hat in seiner Dissertation den Einzug der modernen Biologie in der Schweiz auf Kosten der historischen Biologie dokumentiert. Warum die historische Biologie gegen alle angestrebten gesellschaftlichen Modernisierungsversuche derart immun war, diese Frage kann auch er nicht beantworten.

Thomas Schnyder (Basel)